DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 35

DM 1,20

Österr. S 9, Schweiz Fr. 1,30
Schweden Kr. 2,50 incl. oms
Italien L 350, Spanien Pts 28
Printed in Germany

Mirakel Mann der Geheimnisse



Nr. 35

Mirakel, Mann der Geheimnisse

(1. Abenteuer mit Mirakel, dem Herrn im Geisterland)

Die junge Dame hinter der Verkaufstheke sah gut aus. Gert Kassner lächelte die Neunzehnjährige an, und sein Lächeln wurde erwidert. Er suchte ein Geschenk für seine Mutter, die in diesen Tagen fünfzig wurde. Es sollte etwas Besonderes sein. In dem Spezialgeschäft in der Nähe der alten Oper hoffte er etwas Geeignetes zu finden.

Die Beratung durch die hübsche Verkäuferin dauerte länger, als er erwartet hatte. Er war an sich ein schnell entschlossener Käufer, doch heute wollte es partout nicht klappen. Ob das das mit zusammenhing, daß er während des Gesprächs an persönliche Worte dachte?

Ihr Charme bezauberte ihn, und Kassner nahm sich vor, die junge Dame direkt zu fragen, ob sie für den Abend schon etwas vorhatte. Dieser Annäherungsversuch durfte allerdings nicht plump wirken. Sonst würde er gar nichts erreichen.

Sie schien zugänglich und ein modernes Mädchen zu sein – das würde sein Vorhaben erleichtern.

Er nahm sich vor, die beste Gelegenheit zu nützen.

Die Verkäuferin, die ihm so gefiel, öffnete die gläserne Tür an der Vitrine, um dort, den kostbaren Schmuckkasten herauszunehmen, der ihm ins Auge gefallen war, und den er gern aus der Nähe gesehen hätte.

Kassner machte sich Gedanken über die aufregenden Formen der Schönen, die sich unter dem eng anliegenden Rock abzeichneten. Sie hatte ein schönes rundes Gesäß und lange Beine. Kassner mochte langbeinige Mädchen. Aber bei diesem Mädchen machte es nicht nur das Aussehen. Es kam noch mehr hinzu. Die Art, wie sie sich bewegte, wie sie sprach, wie sie lächelte. Da paßte einfach alles.

Sie griff mit beiden Händen nach der Schmuckkassette. Schlanke, gepflegte Hände zeigten auserwählten Schmuck, der Aufmerksamkeit weckte.

Gert Kassner war so in den Anblick der hübschen Verkäuferin versunken, daß er im ersten Moment gar nicht begriff, was vor ihm geschehen war.

Er lächelte noch gedankenverloren, als das Lächeln auf seinen Zügen augenblicklich gefror.

Das Mädchen – wo war es geblieben?

Ihre Umrisse schimmerten noch wie nachflackernd vor der großen Glasvitrine. Dann war nichts mehr da als Luft.

Die schöne junge Verkäuferin war verschwunden, als hätte der Boden sie verschluckt.

*

Gert Kassner sah einmal hin, zweimal…

Der Eindruck blieb.

Der dunkelblonde Käufer wandte den Kopf.

Narrte ihn ein Spuk? Erlebte er eine Halluzination?

War er einen Moment lang unaufmerksam gewesen und war es ihm nicht aufgefallen, daß sie vielleicht durch eine Glastür in einen hinter der Verkaufstheke liegenden Raum gegangen war?

Unsinn! Das hätte er sehen müssen.

Kassner blickte in das Gesicht einer älteren Verkäuferin, die nur vier Schritte von ihm entfernt auf den Platz starrte, wo die junge Kollegin noch eben stand.

Die Frau mit dem graumelierten Haar und der goldgerahmten Brille, die an einer feingearbeiteten Kette an ihrem Hals hing, reagierte mit weit aufgerissenen Augen, und die Mundwinkel klappten ihr herab.

»Liane!« entfuhr es ihr tonlos.

Ihr Blick irrte hin und her und begegnete Kassners nervösen Augen.

»Aber das gibt es doch nicht! Ein Mensch kann sich doch nicht in Luft auflösen!«

In ihren flackernden Augen war die Angst zu lesen.

»Sie hatten es also auch gesehen?« fragte Gert Kassner, mehr um sich zu bestätigen, als eine Antwort zu erwarten.

Die Frau nickte, warf einen Blick unter die Verkaufstheke, lief dann zu einer Kollegin und beriet sich mit ihr. Der geheimnisvolle und durch nichts erklärbare Vorgang sollte offenbar zunächst nicht über Gebühr beachtet werden. Aber noch jemand hatte das Geschehen beobachtet. Eine Kundin, die vor einem hohen, schmalen Spiegel stand und eine über zwei Meter lange Silberkette um ihren Hals geschlungen hatte, war ebenfalls Zeuge geworden.

Ein Mensch hatte sich in Luft aufgelöst!

Es gab keinen Zweifel mehr daran!

Liane Martens wurde im ganzen Haus gesucht. Man fand sie nirgends.

Zwei Kolleginnen gingen sogar auf die Straße hinaus. Aber das war Unsinn. Um zur Tür zu kommen, hätte Liane Martens das übersichtliche Geschäftslokal durchqueren müssen. Aber daß dies nicht der Fall gewesen war, dafür legte auch Kassner seine Hand ins Feuer!

Was für einen Grund sollte sie auch gehabt haben, plötzlich auf die Straße zu laufen?

Er deutete auf die Schmuckkassette, die er hatte sehen wollen. Der linke Rand des Objektes ragte über den polierten Regalboden hinaus. Der Schmuckkasten stand schräg, so wie Liane Martens ihn noch nach vorn gezogen hatte.

Davon konnte sich auch die Polizei überzeugen, die zwanzig

Minuten nach Anforderung eintraf. Die beiden Beamten hörten sich die komische Geschichte an und konnten sich ebensowenig einen Reim darauf machen wie die Kolleginnen Liane Martens, die Geschäftsinhaberin und die beiden Zeugen.

»Menschen können sich nicht in Luft auflösen«, war der Kommentar eines der Uniformierten.

Sie schauten in jeder Ecke nach, fragten nach jeder Tür, die es gab, und kamen zu dem Schluß, daß jegliche Erklärung für das plötzliche Verschwinden der jungen Verkäuferin fehlte.

Der Vorfall führte zu einer Schlagzeile in der Nachtausgabe, die am frühen Abend den Frankfurtern auf der Straße, an den Kiosken und im Hauptbahnhof angeboten wurden.

Die druckfrische Farbe verschmierte noch unter den Fingern der Leser, die die Zeitung in die Hand bekamen.

›Junge Verkäuferin löst sich in Luft auf!‹

Und darunter: ›Wer hat Liane Martens gesehen?‹

Das mysteriöse Ereignis sollte nur der Auftakt zu weit Schlimmerem sein. Doch davon ahnte in der Mainmetropole an diesem kühlen Maitag niemand etwas.

*

Als die grauen Dämpfe träge, in den trostlosen, stumpfroten Himmel stiegen, wußte er: ich bin zu Hause. Dies ist meine Heimat. Ich bin Mirakel. Ich habe nur geträumt vom Leben eines Mannes, der sich Frank Morell nennt, in Frankfurt wohnt und als Konstrukteur in einer kleinen Firma tätig ist.

Er stand mitten auf der Straße. Mächtige Platten breiteten sich unter seinen Füßen aus. Der Untergrund war schwarz-braun und darunter flirrte und schimmerte es, als bahne ein riesiger unterirdischer Fluß sich seinen Weg durch das kristallene Gestein.

Doch er wußte, daß dieser Eindruck täuschte. Es gab keine Flüsse mehr. Schon lange waren die letzten Quellen versiegt. Auch die Quellen des Lichtes, aus denen sie die Kraft schöpften, waren nicht mehr stark genug, das Volk noch zu nähren, den hochentwickelten Organismus mit kosmobiologischer Kraft aufzufüllen.

Tödliche Stille lastete über dem Ort, an dem er stand.

Hinter den fernen Nebeln erblickte er die Umrisse der sterbenden, unter glimmernder, riesiger Sonne liegenden Stadt.

Tala-Mar.

Hier lebten die Freunde, die Eltern… hier hatten sie gelebt, verbesserte er sich selbst in Gedanken.

Er würde keine lebende Seele mehr finden. Er war als einziger heimgekehrt.

Warum?

Er wußte es nicht – und blickte an sich herab. Sein Körper war umhüllt von einem rubinroten, eng anliegenden Gewand, das ihn wie eine zweite Haut umhüllte. Er trug hohe, goldschimmernde und weiche Stiefel, in denen sein Schritt federnd und leicht erfolgte. Seine Hände waren umschlossen von langen Stulpenhandschuhen, die ebenfalls goldfarben waren.

Auf seiner linken Brustseite befand sich ein Symbol, das sich hell und strahlend von dem roten, geschmeidigen Stoff abhob. Dort prangte das Abbild eines handtellergroßen Kristalls, der aus einer flachen Scheibe, die man in der Mitte geteilt hatte, herausgeschnitten zu sein schien. Sieben hell flammende Strahlenbündel stachen wie Dornen aus dem geheimnisvollen Kristall.

Das war das Zeichen der Dykten, denen er angehörte, jener Rasse, die aus dem Kosmos ihre Kraft schöpfte, für die es keine Ernährungs- und Entwicklungsprobleme mehr gab, die den Höhepunkt der kosmischen Erkenntnis erreicht hatte, weil sie die Verbindung zum reinsten Geist des Universums fand.

Und doch waren Glück, Frieden und Freude zerstört worden. Tala-Mar selbst legte Zeugnis ab davon, daß die Verbindung zu jener Geisteskraft abgerissen war.

Die Welt lag im Sterben. Eine kosmische Katastrophe löschte sie aus.

Aber war das wirklich die ganze Wahrheit?

Während er so da stand und die ferne Stadt als Silhouette wahrnahm, hörte er das trockene Knistern. Es hörte sich an, als ob Glas zerspringe.

Er richtete den Blick nach links, woher die Geräusche kamen.

Neue Risse zeigten sich in den gigantischen Platten, und die Fugen zwischen ihnen verschoben sich.

Unwillkürlich ging ein Ruck durch den Körper des Mannes mit der rubinroten Kleidung, und seine Muskeln spannten sich.

Dumpfes Knirschen erscholl aus der glosenden Tiefe unter seinen Füßen. Mehrere Fugen dehnten sich so weit auseinander, daß regelrechte Abgründe entstanden, in denen ein ausgewachsener Mensch ohne Schwierigkeiten hätte versinken können.

Mensch? Wie kam er auf Mensch? Er war doch ein Dykte…

Mirakel ging drei Schritte vor. Dumpf und hohl klang es unter seinen Füßen, und er warf einen ernsten Blick in die Spalten. Dort unten gähnte eine erschreckende, rötlich glimmende Tiefe, und stoßweise drang grauer, dunkelvioletter Rauch daraus und stieg ätzend in seine Augen.

Es schien, als ob dort unten ein urwelthaftes Ungetüm liege und schlafe und als müsse man die Abgründe meiden, um ja kein Geräusch

in deren Nähe zu verursachen, ein Geräusch, das den schlafenden Titan wecken könne. Tobend würde er dann die düstere Tiefe durchbrechen, die schwarz-braunen Platten wie welkes Laub auseinanderschieben und ihn verschlingen.

Er hatte keine Furcht.

Es waren andere Gefühle, die ihn erfüllten.

Neugierde und Wissensdurst hatten von ihm Besitz ergriffen, und vor allem eine Frage ließ ihm keine Ruhe mehr: Wieso glaubte er immer wieder, ein gewisser Frank Morell zu sein? Wieso fiel er immer wieder in diesen öden Traum, in dem er meinte, Pläne zu zeichnen, die wiederum dazu gebraucht wurden, um neue Maschinen zu bauen.

Er gehörte hierher, er hatte nur geträumt. Aber Tala-Mar war nicht mehr so, wie er gehofft hatte, es vorzufinden.

Er war lange unterwegs gewesen. Warum er so lange der Stadt den Rücken kehrte, wußte er allerdings nicht mehr.

Unruhe erfüllte ihn. Er wußte, daß irgend etwas mit ihm nicht stimmte, aber er hätte nicht zu sagen vermocht, was es war.

In seiner Erinnerung stellte sich Tala-Mar, die ›glückliche Stadt‹ ganz anders dar, und doch wußte er gleichzeitig, daß ihr Schicksal bestimmt war, daß sie den Gesetzen des Werdens und Vergehens unterworfen war wie alles in diesem Universum. Aber daß die Katastrophe so schnell hatte eintreten können, irritierte ihn.

Er hatte den Ruf vernommen: ›Tala-Mar ist in Gefahr! Kehre dorthin zurück, wenn du die Freunde, die Eltern und Geschwister nochmal sehen willst!‹

Und er war gekommen, ohne zu wissen, woher er kam.

Plötzlich stand er hier – in diesem ausgetrockneten Flußbett.

Er streckte die Arme aus und löste sich im gleichen Augenblick vom Boden, als ob eine unsichtbare Kraft ihn empor und schnell durch die kühle, rötliche Luft ziehe.

Rasch fiel die ausgetrocknete, rissige Erde unter ihm zurück.

Er fand nichts dabei, zu fliegen. Es war ganz selbstverständlich.

Er glitt über die hohen, ausgedörrten Bäume hinweg, deren blatt- und fruchtlosen Zweige einen grauen, schimmelähnlichen Belag aufwiesen.

Es war der Odem der Hölle, der aus der Tiefe der Erde wehte und alles absterben ließ.

Lebte überhaupt noch jemand in Tala-Mar oder waren alle, die er kannte und liebte, schon vergangen?

Sein Herz verkrampfte sich, als er an diese Möglichkeit dachte, und sein Körper streckte sich und durcheilte die Lüfte dieser seltsamen Welt, die ihm so vertraut und gleichzeitig so fremd vorkam. Er beeilte sich.

Der Himmel spannte sich schwarz-rot wie die Schwingen eines

gigantischen Vogels über ihm. Der Fliegende hob sich vom Hintergrund dieses Himmels kaum ab und schien mit ihm verschmolzen zu sein.

Die prächtige Stadt lag unter ihm. Schlanke, helle Säulen stachen wie verdichtete und gebündelte Lichtstrahlen in den glimmenden Himmel. Die Sonne, die über der Stadt lag, war groß und nahm fast den gesamten Himmel ein. Es schien, als wolle die glosende Titanenscheibe die ganze Welt über kurz oder lang erdrücken.

Glutrote Schatten spielten auf den massigen Säulen und den flachen Kuppeldächern. Die Stadt bestand aus einer Vielzahl sanfter Kuppeln, die wie Blattwerk zwischen den Strahlenbauten hingen, die wie Trauben aneinander klebten und sich terrassenförmig immer mehr in den Himmel schraubten.

In rotem Nebel verschwindend, zeigten sich die Schemen eines rechteckigen Gigantengebäudes, das aus Türmen, Säulen und Kuppeln bestand, die vergoldete Dächer hatten. Hohe schimmernde Mauern umschlossen die ausgetrockneten Gärten, in denen sich kein Dykte mehr bewegte. Der Tempel der Weisheit, der auf sieben aufeinanderfolgenden Terrassen erbaut war und die sieben Stufen der Entwicklung und der Glückseligkeit symbolisierte, war eine Stadt für sich und gliederte sich wie ein Auswuchs Tala-Mar an.

Schwerelos glitt Mirakel zwischen den Strahlensäulen entlang und näherte sich den großen ovalen Fenstern, in denen sich der blutrotgefärbte Himmel spiegelte.

Die Straßen waren leer. Niemand befand sich auf den Plätzen, niemand in den Gärten.

Auch die Häuser waren leer!

Wie eine kalte Hand krampfte sich die Angst in sein Herz.

Was war aus dem Volk geworden, dem er angehörte?

Wohin waren die anderen gegangen? Warum waren sie verschwunden? Das hatte nichts mehr mit dem natürlichen Ablauf der kosmischen Katastrophe zu tun, die diesen Teil des Universums heimgesucht hatte.

Eine Idee wühlte sich in sein fieberndes Gehirn.

Sie hatten zu guter Letzt doch noch eine Möglichkeit gefunden, Tala-Mar zu verlassen. Sie hatten auf ihn gewartet, aber er war zu spät gekommen, und nun wußte er nicht, wohin sie sich begeben hatten.

Er schwebte vor einem der Ovalfenster. Es war nur angelehnt, und er konnte es ohne Schwierigkeiten aufdrücken. Ozonangereicherte Luft hätte ihm normalerweise jetzt entgegenschlagen müssen. Die Luft aber war stickig und verbraucht und sauerstoffarm.

Die Pflanzen in den bernsteinfarbenen Kübeln ließen, das verdörrte Blattwerk hängen und standen krank und tot in den Wohnräumen.

Mirakel bewegte sich vorsichtig von einer Tür zur anderen und

warf einen Blick in jedes der Zimmer, die in verhaltenen Farben glühten und denen eine angenehme Atmosphäre anhaftete.

Da hielt der Eindringling den Atem an.

Ein leises Geräusch drang an sein Ohr.

Die Laute kamen aus den Wänden, dem Boden, der Decke und schwollen an. Die Wände ringsum erbebten, und das Licht begann im Rhythmus der Schallwellen zu vibrieren.

Mirakel warf ruckartig den Kopf herum.

Der Raum wankte. Der Boden zu seinen Füßen wogte wie unter einer heftigen Wellenbewegung hin und her.

Gefahr! durchzuckte der Gedanke das Hirn des einsamen Heimkehrers.

Unwillkürlich warf er sich dem offenstehenden Fenstern entgegen und versuchte sich mit Schwung in die Freiheit hinauszukatapultieren.

Er kam nur einen mühsamen Schritt vorwärts.

Er hatte das Gefühl, als würden Zentnergewichte an seinen Armen und Beinen hängen.

Er taumelte, fing sich und stürzte nicht, aber seine Beine klebten am Boden.

Es kreischte. Der Lärm aus allen Wänden wuchs zu einem ohrenbetäubenden Crescendo an.

Risse und Sprünge zeigten sich in der Decke. Die Wände platzten auf wie Eierschalen, gewaltige Brocken lösten sich über ihm aus der Decke, während gleichzeitig der Boden unter seinen Füßen aufriß. Eine gähnende Leere breitete sich unter ihm aus, in die er brüllend, wild um sich schlagend und nach einem Halt suchend, stürzte.

Mit Donnergetöse stürzte die Kuppel über ihm ein, und er verschwand unter den Schollen, die sich berghoch über ihm türmten wie ein Grabhügel.

Er war eingeschlossen und lag still in der Finsternis.

Die Luft wurde knapp. Er befand sich in einem winzigen Luftloch, das eng war wie ein Sarg, in dem er sich nicht mehr rühren konnte.

Er schrie und versuchte vergebens die massigen Wände, die sich über ihm türmten, zurückzudrängen. Ebensogut hätte er versuchen können, einen Berg zu verschieben.

Mirakel brachte es nicht fertig, die Hände in die Höhe zu bringen und an seine Ohren zu pressen, um sich vor den schrecklich dröhnenden Lauten zu schützen.

Es rasselte und klirrte, und die Töne erreichten eine solche Stärke, daß sich alles in ihm wehrte. Und Mirakel wußte: wenn die Lautstärke zunahm, dann war er verloren.

Was er befürchtete, geschah.

Risse zeigten sich in seiner rubinroten Kleidung und in seinen goldfarbenen Stulpenhandschuhen. Die Spalten erweiterten sich

schnell, und dann zeigten sich die Risse auf seiner Haut.

Er würde unter den mörderischen Geräuschen zerbröckeln wie die Kuppel, in die er sich wie in eine Falle begeben hatte.

Es schien, als würden hundert glühende Messer gleichzeitig auf ihn herabsausen. Tiefe Schlitze bildeten sich in seinem Leib, der auseinanderfiel wie ein Puzzlespiel…

*

»Neeeiiinnn!«

Er schrie gellend auf, riß die Hände empor und vernahm das nervenzerfetzende Rasseln.

»Nei…« Halb im Schrei hielt er inne und schlug die Augen auf. Sein Körper dampfte. Er war in Schweiß gebadet.

Der Wecker rasselte.

Das Geräusch kam ihm noch immer sehr laut vor, und mit der Rechten griff er auf den Nachttisch und stellte den Wecker ab.

Ein Alptraum! Aber was für einer. Frank Morell atmete tief durch. Der Neunundzwanzigjährige konnte sich nicht daran erinnern, jemals so intensiv und schrecklich geträumt zu haben. Es gab da zwar viele seltsame Träume in seinem Leben, aber keiner hatte ihn jemals so mitgenommen.

Er knipste Licht an.

Draußen auf der Straße rauschte schon der Verkehr. Es war sechs Uhr morgens. Der unablässige Strom der Autos, der auch nachts in der Großstadt nie versiegte, erhielt nun Verstärkung durch die anreisenden auswärtigen Arbeitnehmer, die in Frankfurt zu tun hatten.

Frank Morell bekam die Geräusche nur im Unterbewußtsein mit. Sein Bewußtsein war erfüllt von abklingendem Grauen.

Er fuhr sich über das Gesicht.

Was war nur los mit ihm?

Warum fing es schon wieder an? War er ernsthaft krank?

Seit Tagen ging das so. Jede Nacht diese intensiven Träume, die seine Kräfte aufzehrten. Er wachte schweißgebadet auf, und den ganzen Tag noch hing er in Gedanken den Traumerlebnissen nach.

Nacht für Nacht diese Qual…

So war es schon mal gewesen. Vor seinem Unfall. Davon hatte er sich noch heute nicht ganz erholt.

Mit Mühe war er vor einem knappen Jahr einer Querschnittlähmung entgangen. Eine sofort durchgeführte Operation hatte ihn seinerzeit gerettet und vor dem Rollstuhl bewahrt, den er jedoch fünf Monate benutzte.

Während der langen Zeit der Krankheit gab er sich Rechenschaft

über sein bisheriges Leben. Er war dabei auf viele Fragen gestoßen auf die er keine Antwort gewußt hatte. Etwas stimmte mit seinem Unterbewußtsein und mit seinem Wahrnehmungsvermögen nicht. Noch heute war ungeklärt, wie es zu dem Unfall seinerzeit auf der Autobahn zwischen dem Frankfurter Kreuz und Bad Homburg hatte kommen können. Sein Fahrzeug war plötzlich zur Mitte ausgeschert. Wegen überhöhter Geschwindigkeit, wie es im Polizeibericht hieß, habe der Fahrer die Kontrolle über sein Fahrzeug verloren.

Aber das stimmte nicht…

Jemand hatte ihm ins Steuer gegriffen! Er hatte diesen Eindruck später auch aktenkundig niederlegen lassen. Aber wer hätte ihm Glauben schenken können? Zum Zeitpunkt des Unfalls saß er ganz allein in dem Auto!

Da hätte es höchstens ein Geist sein können, der ihm Übles antun wollte – und der fast sein Ziel erreichte.

*

Das Fahrzeug durchbrach seinerzeit die Leitplanke, überschlug sich mehrmals und blieb am Waldrand liegen.

Frank Morell hatte Glück im Unglück. Das Fahrzeug war schrottreif. Den Fahrer mußte man herausschweißen, und er kam wie durch ein Wunder mit dem Leben davon.

Schon während er genas, nahm er Kontakt zu einem Psychiater auf, weil er fürchtete, geistig Schaden zu nehmen, wenn er nicht endgültig erfuhr, was mit ihm los war.

Manchmal glaubte er, ein anderer zu sein.

Da war dieser Fremde aus Tala-Mar, jener vergessenen und sterbenden Stadt auf einem anderen Planeten. Sobald er träumte, dieser Fremde zu sein, der sich Mirakel nannte, vergaß er ganz sein Dasein als Frank Morell.

Er schüttelte sich leicht und fuhr sich durch das dichte dunkle Haar.

Jetzt war er wieder ruhiger. Es war eigentlich erstaunlich, daß er doch immer wieder recht schnell seine Fassung zurückgewann.

Die Träume vom Fliegen…

Es sind pubertäre Träume, glaubte er die Stimme von Dr. Felkmann zu hören, der in Königstein seine Praxis hatte. Viele junge Menschen träumten davon, fliegen zu können. Das war nichts Besonderes an sich, fand Dr. Felkmann. Morell dachte darüber seit geraumer Zeit anders.

Er konnte sich genau daran erinnern, daß er schon als Junge vom Fliegen träumte. Er sah dann Felder und Wiesen und Bäume von oben und erkannte bestimmte Bezirke, ohne je zuvor in einem Flugzeug

gesessen zu haben, um zu wissen, wie die Welt überhaupt von oben aussah.

Das eben beschäftigte ihn lange Zeit. Dann kam eine Zeit, wo er nicht mehr darüber nachdachte, weil andere Dinge seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Da war sein Beruf, den er erlernen mußte. Er machte seinen Ingenieur. Darüber hinaus las er nicht nur sehr viel Fachliteratur, sondern befaßte sich mit dem Studium okkulter Schriften, mit Berichten über Erfahrungen Gestorbener, die behaupteten, aus dem Jenseits zurückgekommen zu sein und mit versunkenen Kulturen und den Mythologien alter Völker. Schon als Junge hatte er Sagen- und Heldenbücher verschlungen. Fremde Mythologien taten es ihm an, seit jeher. Woher kam dieses Interesse? Schon früh war ihm der Gedanke gekommen, Archäologe zu werden. Aber das war kein Brotberuf, und so war die Archäologie – unter anderem – zu einem seiner liebsten Hobbys geworden.

Frank Morell schlug die Bettdecke zurück. Er schüttelte sich noch mal benommen, erhob sich dann und streckte sich.

Er trug eine orangefarbene, kurze Pyjamahose. Er schlief grundsätzlich mit bloßem Oberkörper.

Morell war einsachtundsiebzig groß. Er war weder besonders sportlich trainiert, noch konnte er außergewöhnliche Muskelpakete aufweisen und auch nicht damit prahlen, daß seine Brust besonders dicht behaart sei. Genau das Gegenteil war der Fall.

Frank Morell war ein Durchschnittsmann, der vor lauter Arbeit nicht mal dazu kam, sich sportlich zu betätigen. Wenn er sich mit Sport befaßte, dann meistens samstags oder sonntags – vor dem Fernsehschirm, am liebsten dann auch noch, wenn eine Flasche Bier parat stand, die taufrisch aus dem Kühlschrank kam.

Mit nackten Füßen marschierte er um sein Bett herum, stieß die grün gestrichenen Fensterläden nach außen, und der Verkehrslärm flutete gleich noch mal so stark in die Wohnung, die in der vierten Etage lag.

Morell liebte diese Altbauwohnung im Beckerweg. Die großen, hohen Räume ließen sich hervorragend mit alten Möbeln einrichten. Und die liebte er auch.

Der dunkelhaarige Mann mit der sehnigen Gestalt duschte sich eiskalt ab, wusch den kalten Schweiß von seiner Haut und frottierte sich dann kräftig.

Während er sich rasierte, lief draußen in der Küche die vollautomatische Kaffeemaschine.

Frank Morell betrachtete sich im Spiegel. Die dunklen, melancholischen Augen erwiderten seinen Blick.

War er etwa verrückt?

Mit einer gewissen Angst stellte er sich im stillen diese Frage.

Hingen die Träume der letzten Zeit mit der Überarbeitung zusammen, der er zweifellos ausgesetzt war?

Er kam kaum am Abend vor neun oder zehn aus dem Büro. Bogner, der Kollege, der ihn normalerweise bei dieser Arbeit unterstützt hätte, befand sich noch in Urlaub und kam erst Montag wieder ins Geschäft. Bis dahin aber mußten die Pläne draußen sein. Die auftraggebende Firma bestand auf dem Termin.

Frank schlug sich zwei Eier in die Pfanne, toastete Weißbrot und suchte dann verzweifelt im Kühlschrank nach dem restlichen Schinken, bis ihm einfiel, daß er den gestern abend noch gegessen hatte.

Besorgt betrachtete er seinen Bauch. Der kleine Ansatz, der sich dort zeigte, war nicht der Rede wert, aber Morell fand, daß man schon den Anfängen wehren mußte. Dabei dachte er an Petra Veiten, die kleine schwarzhaarige Zeichnerin im Büro ›Gering und Krollmann‹. Die Kollegin hatte den Kampf gegen die Pfunde aufgenommen – bisher vergebens, wie die wohlerhaltene Speckschicht bewies.

Wenn Morell lief, zog er das linke Bein ein wenig nach. Diese leichte Behinderung, die sich nach Meinung der Ärzte im Lauf der Zeit noch legen würde, rührte von seinem Unfall her. Man hatte ihm ans Herz gelegt, noch eine Zeitlang den Stock zu benutzen, um das Bein zu schonen und es nicht allzusehr zu belasten. In der Wohnung vergaß Morell meistens, nach dem Stock zu greifen, der ihm nur hinderlich war. Er frühstückte, und der Traum hing ihm wieder nach, und Morell nahm sich vor, Dr. Felkmann von den Traumerlebnisse zu berichten.

*

Unausgeschlafen und übernächtigt aussehend verließ er pünktlich um zehn vor sieben seine Wohnung und stieg die hölzernen, gewundenen Treppen nach unten. Die Stufen knarrten.

Noch immer stand der Traum in allen Einzelheiten vor seinem geistigen Auge, und der Mann frage sich, wer er nun wirklich war: jener Mirakel oder Frank Morell?

In den letzten Tagen spielten diese beiden Personen eine nicht geringe Rolle in seinem Leben. Im Traum dachte er daran, daß sein Leben als Frank Morell möglicherweise der Traum war und er in Wirklichkeit auf Tala-Mar lebte. Die Bilder und Vorstellungen und Gefühle waren so intensiv, daß sie denen glichen, die er mit seinen wachen Sinnen als Frank Morell empfing.

Er sah jetzt die Straßen, die er im dichten Verkehr befuhr, die Passanten, die an den Ampeln warteten, ebenso deutlich vor sich wie die gewaltigen, an unvorstellbare Strahlenbündel erinnernden Säulen und die Kuppelgebäude, die die Terrassen hinaufwuchsen und

dennoch immer tiefer lagen als der himmelstrebende Tempel der Weisheit auf Tala-Mar.

Wo lag dieses Tala-Mar? Was für eine Verbindung hatte er dazu?

Die Träume der letzten drei Nächte glichen sich.

Aber da war doch noch etwas anderes.

Morell wußte, daß es da etwas gab. Tief in seiner Erinnerung regte sich etwas. Es hing ebenfalls mit diesen Träumen zusammen. Etwas, das tiefer und weiter zurücklag, etwas, das diese Träume ergänzte, sie einleitete…

Und plötzlich wußte er es wieder!

Er hatte einen Mann in der Kleidung eines Magiers gesehen. Dieser Mann stand in einem dunklen Raum. War es nicht das Innere einer Höhle oder eines Gewölbes gewesen?

Eine primitive Feuerstelle aus Backsteinen in der Mitte, darauf einen dampfenden Kessel. Der Mann mit dem grauen Bart rührte in diesem Topf, und seine stechenden Augen ließen ihn keine Sekunde unbeobachtet.

»Komm’ nach Valon, Frank Morell… komm nach Valon…!«

Dreimal in drei hintereinanderfolgenden Nächten war diese Aufforderung an ihn ergangen. Er besann sich genau.

Valon?

Er wußte nicht mal, wo das lag. Was sollte er dort? Wieso überhaupt hielten sich seine Träume so hartnäckig.

Er nahm sich vor, noch heute Dr. Felkmann anzurufen und ihm mitzuteilen, was mit ihm los war.

*

Die Stimmung im Büro war gut.

Das war sie eigentlich immer. Wenn man von den Montagen absah, wo jedem noch das Wochenende in den Knochen steckte und niemand rechte Lust hatte, etwas zu tun. Doch im Lauf des Tages änderte sich das dann meistens.

Das Büro ›Gering und Krollmann‹ lag in der neunten Etage eines neuerbauten Bürohochhauses in der Nähe des Messegeländes.

Vor dem Haus gab es ausreichend Parkplätze. Die waren numeriert. Morell stellte seinen BMW 520 auf die für ihn reservierte Nummer 7 ab.

Frank trug einen grauen Flanellanzug mit feinen weißen Streifen, dazu eine rot-grau gemusterte Krawatte. Er kam stets gut gekleidet ins Büro. Am liebsten arbeitete er zwar in Rollkragenpullover und Blue Jeans, aber die Inhaber des Konstruktionsbüros ›Gering und Krollmann‹ legten Wert auf eine gewisse Etikette, und sie lagen da sicher nicht verkehrt. Zwar würde Alexandra Becker, die ältere der

beiden Zeichnerinnen, sich auch in Pulli und knappen Blue Jeans gut machen, aber so mancher Einblick würde einem da verwehrt bleiben. Alexandra war ein Mode-Fan und hatte eine Schwäche für französische Modelle. Sie übertrieb zum Glück nicht und schlüpfte nicht mit Gewalt in Kleider, die zwar modisch, aber keineswegs schick waren. Sie wußte genau, was sie tragen konnte und was nicht.

Alexandra war schon da, als Frank Morell, sich leicht auf seinen Stock stützend, das Büro betrat. Er begrüßte sie.

»Morgen, Frank!« freute Alexandra sich. »Gut geschlafen nach der Gewaltkur von gestern abend?«

Mit der Gewaltkur meinte sie, daß er gestern bis kurz vor Mitternacht hier im Büro gesessen und gearbeitet hatte, um verlorene Zeit aufzuholen. Bei der Arbeit hatte sich unerwartet ein Problem ergeben, das er vorher nicht bemerkte. Zum Glück hatte er den Fehler noch ausmerzen können. Aber es war ein großer Zeitaufwand dafür erforderlich geworden.

Frank Morell schlüpfte in den weißen Kittel.

Alexandra sah wieder zum Anbeißen aus. Sie war blond und hatte das dichte, wie Gold schimmernde Haar nach oben gesteckt. Ihr gutgeschnittenes Profil kam auf diese Weise und durch die überdimensionalen, perlmuttschimmernden Ohrringe, noch besser zur Geltung.

Die Zeichnerin trug eine kräftig gemusterte Bluse mit Phantasie-Motiven und einen langen grauen Rock, der an der Seite hochgeschlitzt war.

Petra Veiten tauchte noch auf, ehe es halb acht war. Sie nahmen ihre Plätze ein. Während der Arbeit wechselten sie untereinander nur selten ein Wort. Morell konzentrierte sich ganz auf seine Zeichnung.

Um neun Uhr war Frühstückspause. Die rundliche Petra holte dann meistens etwas aus dem Imbißladen an der Ecke. Dort gab es ausgezeichnete Hamburger, Bratwurst, gegrillte Hahnchen, Rindswurst und heiße Fleischwurst.

Sie entschieden sich für das letztere. Petra, obwohl noch gestern angekündigt, daß sie die Zwischenmahlzeiten auslassen wolle, brachte sich auch ein Stück Fleischwurst mit. Ohne Brötchen.

»Wegen der Kohlehydrate«, meinte sie. »Da muß man aufpassen.«

Sie wog jetzt fünfundsiebzig Kilo. Fünfundfünfzig wären ihr Idealgewicht. Sie hatte ein breites Gesicht, Ponyfrisur, und was immer sie auch trug, nichts war mehr imstande, die überflüssigen Pfunde zusammenzuhalten. Petra war siebzehn, als sie im Büro anfing. Da hatte sie nur fünf Kilo Übergewicht. Innerhalb von vier Jahren, da sie sich geschworen hatte kein Gramm mehr zuzunehmen, waren noch fünfzehn Kilo hinzugekommen.

Petra Veiten war hübsch. Leider kam das nicht so zur Geltung, wie

das hätte sein können.

Sie schlug die Beine übereinander. Ihre massigen Schenkel strapazierten die Nähte des Rockes, den sie trug.

Petra blätterte in der Nachtausgabe.

»Habt ihr das gestern schon gelesen?« fragte sie dabei beiläufig.

»Was sollen wir gelesen haben?« fragte Alexandra interessiert.

»Die Sache mit dem Mädchen, das sich in Luft aufgelöst hat.«

»Wahrscheinlich ist sie wieder aufgetaucht«, warf Morell ein und biß in seine Fleischwurst. »Offenbar hatte sie keine Lust mehr zu arbeiten. Gestern war Montag.«

Er grinste.

»Sie ist tatsächlich wieder aufgetaucht – und hat sich auch gemeldet. Letzte Nacht. Aber auf merkwürdige Weise. Sie hat eine Botschaft – aus dem Jenseits übermittelt.«

*

»Das ist ja interessant«, bemerkte Alexandra. »Was steht denn noch drin?«

»Ein Medium, das sich derzeit in Frankfurt aufhält, wo in einem der Fernsehstudios Aufnahmen über das Leben dieses Mediums gedreht werden. In Selbstzeugnissen und Experimenten versucht man eine Darstellung zu bringen. Während der Probeaufnahmen gestern abend ist Terry White plötzlich in Trance gefallen und hat die Botschaft Liane Martens übermittelt.«

Frank Morells Augen wurden schmal. Der Name Terry White war ihm nicht unbekannt. Die Amerikanerin wurde in zahlreichen Werken über Parapsychologie und außensinnliche Wahrnehmung aufgeführt. Er hatte davon gelesen, daß sie sich derzeit auf einem Europa-Trip befand. Daß sie sich allerdings in Frankfurt aufhielt, war ihm neu.

»Terry White wurde von einem anwesenden Reporter nach dem Schicksal Liane Martens gefragt. Die Amerikanerin konnte offenbar sofort Kontakt aufnehmen. Sie führte aus, daß Liane Martens durch finstere Mächte in einen Jenseitsbereich entführt worden sein sollte, daß ihre Seele und ihr Geist schon lange auf diese Reise vorbereitet waren. Liane Martens gehörte demnach einer geheimnisvollen Sekte an, über die Terry White nichts Näheres sagen konnte. Liane Martens teilte mit, daß ihr in den nächsten Tagen noch andere Personen nachfolgen würden. Wer sie erblicke, der müsse ihr folgen.«

»Komische Bemerkung.« Alexandra Becker schüttelte den Kopf. »Wenn ihr mich fragt: ich halte von dem ganzen Kram nichts. Da will sich jemand interessant machen, das ist alles. Das Ganze paßt doch überhaupt nicht zusammen, da behauptet diese Terry White, Liane Martens befände sich im Jenseits, und im gleichen Atemzug gibt sie

bekannt, daß sie sich zeigen werde.«

»Das eine schließt unter Umständen das andere nicht aus«, warf Frank ein. »Mit der Jenseitsforschung und mit okkulten Dingen ist das so eine Sache…«

Alexandra seufzte und blickte ihren Arbeitskollegen von unten her an. »Du bist ein lieber Kerl, Frank. Wir mögen dich alle hier, aber manchmal hast du Ansichten, da komme ich nicht mit. Für mich existiert nur das, was ich greifen und sehen kann…«

Er nickte. »Ich respektiere deine Einstellung. Aber ich bin sicher, daß sie nicht ganz richtig ist. Der Vorfall mit dieser jungen Verkäuferin beweist wieder mal mehr, daß eben doch Dinge existieren, die mit unseren normalen Sinnen nicht faßbar sind…«

Er nahm seine schmale, silberumrandete Brille ab, die ihm gut stand und das Aussehen eines Intellektuellen gab. Er drehte die Brille zwischen seinen Fingern und blickte die blonde Zeichnerin gedankenversunken an. Wie er da saß, machte er den Eindruck eines großen, hilflosen Jungen, der etwas sagen wollte und nach passenden Worten suchte, sie aber nicht fand. So unterließ er es schließlich doch, sich mitzuteilen.

»Du willst etwas sagen?« half sie ihm mit leiser Stimme weiter. »Sag's ruhig! Du hast uns schon oft davon erzählt, was du liest. Wie ist das mit dem Okkultismus? Mit der Magie? Wie lebten die Menschen damals – weit vor unserer Zeit? Du weiß Bescheid darüber, du beschäftigst dich mit diesen Dingen. ›Mythologien alter Völker‹. Lautet nicht so der Titel eines Buches, das du erst kürzlich aufgestöbert hast? Du bist überzeugt davon, daß es Dinge über das Leben hinaus und sogar noch über den Tod hinaus gibt, und daß es wichtig ist für uns Menschen, das zu wissen. Die Legenden aus alter Zeit sind verbrämte Geschichten. Das ist doch deine Meinung, nicht wahr?«

»In etwa, ja…«

»Hört zu! Es kommt noch dicker«, krähte Petra an dieser Stelle dazwischen. »Das müßt ihr euch anhören…!« Dann zitierte sie wörtlich weiter: »›Während ihrer Eröffnungen in Trance kam es zu einem Zwischenfall. Terry White schien plötzlich den Faden verloren zu haben. So sprach sie mit einem Mal von einem Mann, den sie sehen könne und der eine seltsame Kleidung trüge. Er sei ganz in Rot gekleidet und auf seiner linken Brustseite befände sich ein großer, leuchtender Kristall, der aussähe wie eine halbierte flache Scheibe. Dieser Mann durcheilte wie ein Supermann die Lüfte. Er konnte fliegen. Die Anziehungskraft der Erde hatte keine Bedeutung mehr für ihn…‹«

Da fiel Frank Morell die Brille aus der Hand.

*

»Darf ich mal sehen?« Seine Stimme klang belegt.

»Was ist denn plötzlich los mit dir?« fragte Alexandra Becker.

Frank Morell wirkte bleich. Sein gut geschnittenes, männliches Gesicht war von einer seltsamen Transparenz. Seine Lippen bildeten einen harten Strich.

Er griff nach der Zeitung, die ihm Petra über den Tisch reichte, und suchte schnell die Stelle, an der sie aufgehört hatte zu lesen und überflog dann den Rest des Textes.

Er murmelte die Worte leise vor sich hin, damit auch die anderen folgen konnten.

»›… als Miss White aus der Trance erwachte, konnte sie sich an nichts mehr erinnern. Danach gefragt, was die seltsame Person, die sie zuletzt schilderte, für eine Bedeutung hätte, vermochte sie keine Auskunft zu geben. »Ich kann mich an nichts mehr erinnern«, sagte sie zu unserem redaktionellen Mitarbeiter. Nicht zuletzt sei bemerkt, daß von Miss White behauptet wird, sie könne manchmal Vergangenes, manchmal Zukünftiges sehen aber selbst nicht entscheiden, ob Eindrücke aus der Vergangenheit oder der Zukunft empfanden würden…‹«

Er ließ die Zeitung sinken.

Sein Innerstes war aufgewühlt.

Sein Traum fiel ihm ein. Konnte es sein, daß Terry White mit ihren sensitiven Sinnen Zeuge seines Traums geworden war?

Nur mit Mühe unterdrückte er die aufsteigende Unruhe. Wieder standen die Bilder der vergangenen Nacht vor ihm, als er der Meinung gewesen war, nicht Frank Morell, sondern ein Mensch gewesen zu sein, der auf einer anderen Welt in einer Stadt namens Tala-Mar lebte. Als fliegender Mensch war er über die fremde, tote Stadt hinweggeeilt.

Terry White hatte am frühen Abend des gestrigen Tages ihre Aussagen gemacht. In der Nacht aber erst war sein Traum erfolgt.

Sie hatte diesen Traum vorausgesehen, wußte aber nicht, daß es sich um einen solchen handelte!

Es fiel Morell schwer, seine Gedanken zu ordnen.

Er faltete das Blatt zusammen, warf einen Blick auf seine Armbanduhr und stellte fest, daß die Frühstückspause in sieben Minuten zu Ende ging.

»Entschuldigt mich einen Moment«, lächelte er abwesend. »Ich wollte nur noch schnell telefonieren.«

Er ging nach draußen, passierte den schmalen Korridor und klopfte an die Tür, hinter der Sabine, die Sekretärin des Chefs, saß.

Sabine setzte ihre Colaflasche ab und strahlte ihn an.

»Hallo, Frank!«

»Hallo, Bienchen! Darf ich mal schnell telefonieren?«

»Darfst du. Wenn du's kurz machst, geht's sogar auf Geschäftskosten. Die beiden sind da ja großzügig.«

Frank Morell setzte sich auf die Schreibtischkante und zog den Apparat herüber.

Er mußte mit Felkmann sprechen. Die Nummer hatte er im Kopf. Und dann war es wichtig für ihn, die Redaktion der Nachtausgabe anzurufen, um herauszufinden, in welchem Hotel Terry White logierte. Aber das war zweitrangig. Erst war es wichtig, mit Felkmann einen neuen Termin abzusprechen. Es war an der Zeit.

Noch ehe er zum Hörer greifen konnte, schlug das Telefon an.

Achselzuckend schob er den Apparat wieder herum.

»Dein Typ wird verlangt.«

Die Sekretärin nahm ab und meldete sich: »Konstruktionsbüro Gering und Krollmann. Guten Tag!«

Pause.

»Herrn Morell? Einen Moment bitte! Er ist gerade hier…«

Sie hielt die Sprechmuschel zu und sagte: »Für dich, Frank.«

Er war erstaunt. Es kam selten vor, daß er am Telefon verlangt wurde, wenn er sich im Büro aufhielt. Wer konnte ihn jetzt anrufen?

»Ja, Morell«, meldete er sich.

»Unternehmen Sie nichts, Morell«, sagte eine unpersönliche, eisige Stimme. »Denken Sie immer an Ihren Unfall! Da ging's trotz allem noch mal gut. Es war ein Schuß vor den Bug. Diesmal kommen Sie nicht ungeschoren davon. Fahren Sie nicht zu Felkmann!«

Es knackte.

*

»Hallo?!« rief Frank Morell in den Hörer. »Wer spricht da?«

Keine Reaktion mehr von der anderen Seite der Strippe. Der geheimnisvolle Anrufer hatte aufgelegt.

Morells Lippen wurden schmal, und ein harter, entschlossener Ausdruck trat in seine Augen.

Jemand rief an, der genau wußte, was Frank Morell zu tun beabsichtigte.

Noch ehe er Felkmann anrufen konnte, wurde er davor gewarnt, es zu tun. Hexerei! Niemand wußte von seiner Absicht.

Es gab demnach jemand, der genau über das, was er tat und dachte, informiert war.

Der Gedanke daran ließ ihn frösteln.

Eine Sekunde lang schloß er die Augen, dann nahm er die schmale Brille ab und fuhr sich über das Gesicht.

»Schlechte Nachricht?« fragte Sabine leise.

»Das kann ich noch nicht sagen.« Seine Stimme klang erstaunlich

ruhig und fest.

Die Welt war für ihn voller Merkwürdigkeiten.

Angefangen hatte es mit den Träumen vor über einem Jahr, fortgesetzt hatte es sich mit dem Unfall, von dem er wieder genesen war, und von dem er genau wußte, daß es kein Unfall, sondern ein Anschlag war. Aber das hatte er nie beweisen können.

Und nun ging es also weiter.

Neue Träume! Neue Nachrichten von einem Magier, der ihn rief und behauptete, eine Botschaft für ihn zu haben. Gleichzeitig empfing er Bilder über eine Welt, die er zu kennen glaubte, auf der er sich heimisch fühlte. Er war Mirakel… er fühlte sich wie ein Mirakel, denn sein Kopf steckte voll wundersamer Erinnerungen und Vorstellungen. Ein Medium sah seinen Traum voraus… ein Anrufer warnte ihn etwas zu tun, wozu er sich entschlossen hatte…

Die Merkwürdigkeiten um seine Person nahmen kein Ende.

Zufall? Schicksal?

Oder war das, was er während der letzten Stunden erlebte, Teil eines großartigen und rätselhaften Mosaiks, das er noch nicht kannte?

Er wählte die Nummer von Dr. Kurt Felkmann.

Frank Morell hatte sich entschlossen. Er nahm die Herausforderung an.

*

Felkmann selbst konnte er im Moment nicht sprechen. Der Arzt führte gerade eine hypnotische Sitzung durch.

Die Sprechstundenhilfe nannte den frühestmöglichen Termin. Das war Freitagabend.

»Früher geht es wirklich nicht?«

»Nein, Herr Morell. Es tut mir leid. Da ist wirklich nichts zu machen.«

Freitag. Das war in drei Tagen.

»Gut«, sagte er. »Ich bin pünktlich da.«

Bis Freitag konnte er noch einiges mehr erfahren.

Zum Beispiel das Gespräch mit Terry White suchen und auch den Versuch unternehmen. Näheres über das Schicksal der jungen Verkäuferin zu erfahren. Auch das war eine Merkwürdigkeit ausgerechnet in diesen Stunden.

Ein junger Mensch, der sich seltsamen Ritualen verschrieben hatte, verschwand vor den Augen glaubwürdiger Zeugen und wurde unsichtbar.

Und aus dem Jenseits drohte Liane Martens an, daß weitere ihr über kurz oder lang folgen würden.

Was für eine Bedeutung hatte diese mysteriöse Botschaft?

Seltsamerweise bezog er sie auch auf sich. Er kriegte das Gefühl nicht los, daß auch diese undurchschaubare Geschichte etwas mit den Vorgängen, die ihn beschäftigten, zu tun hatten.

In der Welt der unsichtbaren Geister war etwas in Bewegung geraten.

*

Die Welt, in der sie sich befanden, war auf keiner Landkarte des Diesseits zu finden.

In den Annalen der Jenseitsfürsten jedoch war das kleine Reich sehr genau verzeichnet.

Es war das Pandämonium. Eines von vielen. Aus einer friedfertigen Welt in einem Parallelraum war eine Absteige der Hölle geworden. Im Spiel der Götter waren die Figuren bewegt worden, und abtrünnige Priester, die sich klüger dünkten als die Wesen, die sie verehren sollten, hatten verbotenerweise das Schicksalsspiel an sich gerissen und Unheil über jene Welt gebracht.

Björn Hellmark alias Macabros, und Rani Mahay, den man den Koloß von Bhutan nennt, waren durch eine Verkettung seltsamer Umstände in das Pandämonium der Geister gelockt und an einer Rückkehr gehindert worden.

Im Spiel der Götter war ihnen unverhofft eine Rolle zugefallen, der sie sich nicht hatten entziehen können. Als Lavan, der Abenteurer, hatte Hellmark eine Entscheidung herbeigeführt, die von weittragender Bedeutung geworden war. Ein geknechtetes Volk hatte wieder zu sich selbst zurückgefunden und einen Teil des Pandämoniums zurückgewonnen. Die Kaythen, zwergenhaft und von ruhiger Art, lebten in der riesenhaften Burg auf einer Insel inmitten eines stillen Ozeans, der wie ein Ring das Eiland umgab.

Jenseits des Firmaments begann eine düstere, unheimliche Welt die Welt des Pandämoniums, wo die Geister herrschten und aus allen Bereichen eroberter Welten hier eindringen konnten. Hier hielten sie ihre gespenstischen Versammlungen ab, hier wurden Entscheidungen getroffen, die nicht nur die Jenseitswelten betrafen, sondern erst recht die Welt auf der anderen Seite des Unsichtbaren, das Diesseits, aus dem sie kamen und in das sie so gerne wieder zurückwollten.

Björn und Rani standen auf der Plattform des höchsten Turmes. Ihr Blick ging über die fruchtbare Insel hinweg, wo es Gärten und Felder gab, wo Früchte wuchsen und Tiere lebten.

Rani reckte seinen mächtigen Brustkorb und zog tief die milde, frische Luft in seine Lungen, die vom Meer herübergetragen wurde. »Hier kann man wirklich noch Urlaub machen«, sagte der Inder. »Kein Auto, kein Flugzeug. Ich könnte mich daran gewöhnen den Rest

meines Lebens hier zu verbringen.«

»Wenn du so schaff darauf bist, unserer Zivilisation den Rücken zu kehren, dann kann ich dir nur Marlos empfehlen«, knurrte Hellmark. Er wandte sich um und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Mauerbrüstung, welche die hohe Plattform sicherte.

»Empfehle nur, mein Freund. Ich hör' dir gern zu. Auf Marlos ist es auch ganz nett. Was die Ruhe und den Frieden anbelangt. Aber so 'ne hübsche Burg, wo man sich als Ritter der alten Garde fühlen kann, die hast du dort eben nicht.«

Marlos war die geheimnisvolle Insel, die unsichtbar unter einem Schutzschirm zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln mitten im Meer lag, von der niemand etwas wußte außer Björn und seinen Vertrauten. Die Insel Marlos war Hellmarks Erbe aus einer fernen Zeit. Von Marlos aus sollte eine Erneuerung stattfinden, wenn all die Erkenntnisse verwertet werden konnten, die er im Lauf seines Lebens gewann.

»Du machst ganz schön Reklame«, maulte Mahay und fuhr sich mit seiner Rechten über die prachtvolle Glatze. »Du kommst mir vor wie ein Reiseunternehmer, der einen bestimmten Ort nur deshalb anpreist, weil er dabei besonders gut verdient. Selbst wenn du mir die schönste Burg auf Marlos versprächest, würde die mich nichts nutzen. Ist doch ganz klar: sie bliebe für mich nur ein Luftschloß. Erst mal hinkommen.«

Björn nickte. Sie befanden sich im wahrsten Sinn des Wortes auf der anderen Seite der Welt. Bis zur Stunde hatten sie keine Möglichkeit gefunden, dorthin zurückzukehren, wohin sie gehörten. Der Weg in ihre Welt, in ihre Heimat, war ihnen nach wie vor versperrt. Hier lebten sie in Sicherheit. Auf der Insel der Kaythen drohte ihnen nach dem großartigen Abenteuer keinerlei Gefahr.

Doch hier waren sie isoliert.

Die Probleme und Gefahren auf der anderen Seite der Welt aber bestanden weiter. Und diese Probleme gingen sie etwas an.

»Wir müssen zurück. Wir können nicht hier bleiben...« Björn wußte nicht, wie oft er diese Worte in der jüngeren Vergangenheit schon gesprochen hatte.

»Erst können, Björn...!«

Der Deutsche dachte an Carminia Brado und an den kleinen Pepe, die sich Sorgen um ihn machten, weil sie nichts über sein Schicksal wußten.

Wie lange befanden sie sich schon hier?

Seit die Insel der Kaythen ihre wunderbare Umwandlung erfahren hatte, schien die Zeit für sie hier stillzustehen.

Waren zwei Tage vergangen? Eine Woche? Ein ganzer Monat oder gar ein Jahr?

Seine Anwesenheit auf der Kaythen-Insel kam ihm jedenfalls vor wie eine Ewigkeit.

Die zwergenhaften braunhäutigen Bewohner dieser Burg bemühten sich seit den ersten Stunden ihrer Wiederkehr darum, ihnen aus dem Dilemma herauszuhelfen. Bis zu diesem Moment aber schien sich noch nichts abzuzeichnen, was sie weiterbringen konnte.

Björn wollte noch etwas auf Ranis Bemerkung erwidern. Ein Geräusch ließ ihn im Ansatz des Sprechens innehalten.

Es kam jemand.

Es war Amana, die Kaythen-Prinzessin, und zwei Weise, die sie begleiten.

In ihrer farbenfrohen Kleidung wirkten die hübsche junge Frau und die beiden Männer, als ob sie zu einem Maskenfest gingen.

Amana lächelte. Es war ein schmerzliches Lächeln.

»Antor möchte euch sprechen«, sagte sie.

Hellmark wandte nicht den Blick von ihren Augen. »Hat er etwas gefunden, das uns zurückbringt?« fragte er hoffnungsfroh.

»Kommt«, sagte sie nur. »Er wird es euch erklären.«

Sie senkte den Blick.

Hellmark und Mahay sahen sich an. Keiner von ihnen hatte ein gutes Gefühl.

*

Gert Kassner griff nach seinem Glas und leerte den Rest mit einem Zug. Dann erhob er sich.

Der morgige Tag würde wieder anstrengend werden. Er mußte mehrere Kunden aufsuchen und wollte schon früh wegfahren.

Seit dem späten Nachmittag befand der junge Mann sich wieder in Frankfurt, nachdem er den gestrigen Tag in Köln verbracht hatte.

Kassner wollte morgen nach Hamburg weiter, wo er knapp eine Woche zu tun hatte.

Er war als Reisender unterwegs, suchte Reinigungsgeschäfte eines bestimmten Konzerns auf und belieferte diese Niederlassungen mit den benötigten Chemikalien. Darüber hinaus nahm er eine technische Überprüfung der Geräte vor.

Es war halb zehn, als er sein Hotelzimmer aufsuchte.

Er schloß ab, zog sein Jackett aus, löste seine Krawatte und warf sich auf die Couch. Am Kopfende lag die letzte Nummer der Nachtausgabe, in die er einen Blick warf. Unwillkürlich suchte er nach einem neuen Bericht über Liane Martens, die er in dem Geschenkartikelgeschäft kennengelernt hatte.

Der Vorfall interessierte ihn über Gebühr, hatte er doch unmittelbar mit diesen Dingen zu tun gehabt. Er war sogar von der

Kriminalpolizei verhört worden, der er einen umfangreichen Bericht seiner Beobachtungen gab. Kommissar Harder hatte sich lange und eingehend mit ihm unterhalten.

Nachdem er von Frankfurt abgereist war, hatte Kassner es nicht versäumt, sich auch die nächste Ausgabe der Zeitung zu besorgen, in der das erstaunliche Phänomen durch Terry White wiedergegeben worden war.

Kassner stand mit beiden Beinen fest im Leben. Bis vor zwei Tagen existierten für ihn keine außergewöhnlichen Phänomene. Doch nun, da er selbst mit einem erstaunlichen Vorfall konfrontiert worden war, sah er die Dinge mit anderen Augen.

Es stand nichts Neues in dem Blatt. Er studierte ein paar Minuten lang die ganze Kontaktseite, wo sich Hostessen und Top-Modelle aus Hessen in ihren Anzeigen, Maßen und Dienstleistungen überboten, und fragte sich im stillen, ob er sich den Abend nicht doch mit einer solchen Puppe versüßen sollte… Da brauchte er nicht mal außer Haus zu gehen. Einige machten Dienst die ganze Nacht und waren sogar zu Haus- und Hotelbesuchen bereit.

Aber dann dachte er an das, was ihm morgen bevorstand, und er entschloß sich, doch ins Bett zu gehen. Und zwar allein.

Er erhob sich knöpfte sein Hemd auf und wollte es gerade ausziehen, als er die schattengleiche Bewegung zwischen Schrank und Fensternische registrierte.

Er fuhr zusammen und warf den Kopf herum.

Da war jemand in seinem Zimmer!

*

Seine Augen weiteten sich, und es war ihm, als ob eine eiskalte Hand sich in sein Herz bohre.

Eine junge Frau stand vor ihm. Sie trug einen langen, geschlitzten Rock und eine raffiniert geschnittene Bluse.

Die junge Frau näherte sich lächelnd. Sie war ihm nicht unbekannt.

»Li… Liana Martens«, stammelte er ungläubig.

*

»… aber das kann doch nicht sein… Sie… wie kommen Sie hierher?«

Er versuchte sich zusammenzureißen, die Dinge logisch und klar zu erkennen und unvoreingenommen an sie heranzugehen. Aber das war einfacher gedacht als getan!

So einfach lagen die Dinge nicht. Wieso eigentlich nicht?

widersprach er sich im gleichen Moment schon wieder selbst.

Ein Mädchen verschwindet – ein Mädchen taucht wieder auf. Und es passiert in meinem Hotelzimmer. Was kann ich mir besseres wünschen? Das ist schon eine irre Geschichte!

Er schloß die Augen und öffnete sie wieder.

Der Eindruck blieb.

»Ich gefalle Ihnen doch, nicht wahr?« fragte sie direkt heraus.

Er schluckte, als er sah, wie sie anfing, langsam und mit betont erotischen Bewegungen ihre Bluse aufzuknöpfen.

»Ja, sehr…«

»Sie haben sich doch gewünscht, mit mir zu schlafen…«

»Können Sie – Gedanken lesen?« Er hatte die Fassung völlig verloren.

»Ich habe Ihr Gesicht gesehen, ihre Augen… es waren keine schlechten Gedanken, die Sie hatten, bestimmt nicht. Für Sie – schien es Liebe auf den ersten Blick zu sein.«

Er nickte heftig und fuhr sich durch die Haare.

›Ich werd’ verrückt!‹ fieberte es in seinem Hirn. ›Wenn ich jemand die Geschichte erzähle, glaubt mir die kein Mensch!‹

»Ja, ja, das war es. Aber sagen Sie: wo waren Sie? Warum sind Sie so plötzlich verschwunden?«

»Ich mußte weg. Ich wurde gerufen.«

»Gerufen? Von wem?«

»Sie werden mich nicht verstehen, wenn ich es Ihnen erkläre. Aber Sie werden mich verstehen, wenn ich es Ihnen zeige. Wollen Sie – mit mir kommen?«

Ihre Augen leuchteten. Auf ihren schön geschwungenen Lippen lag ein verführerisches Schimmern und Lächeln.

Sie war viel schöner, als er sie in Erinnerung hatte. Jetzt, da sie so dicht vor ihm stand und das Deckenlicht ihr Gesicht schattenlos ausleuchtete, sah er erst, wie schön sie in Wirklichkeit war.

Ich träume! Ich leide unter Halluzination, versuchte er sich in die Wirklichkeit zurückzurufen. Ich habe getrunken!

Getrunken? Konnte man von zwei Gläsern Wein betrunken werden? Doch wohl kaum!

Ihre Bluse stand offen. Er sah ihre vollen, jungen Brüste, die prall die Körbchen füllten.

»Würdest du mit mir kommen?« fragte sie leise, und ihre Stimme ließ einen wohligen Schauer über seinen Rücken laufen.

»Ja, sofort.«

»Wohin es auch immer sei?«

»Ja.«

Ihr Gesicht war dem seinen nahe. Er spürte kaum merklich das zarte Fleisch ihrer duftenden Lippen auf seinem Mund, ihren Körper,

der sich sanft und doch fordernd an ihn drängte. Ihre Nähe erregte ihn und machte seine Sinne taub für alles andere.

Und wenn er träumte, was war schon dabei? Er würde diesen Traum bis zur Neige auskosten.

»Du bist nicht wirklich«, wisperte er.

»Dann faß mich an!«

Er legte seine Hände um ihre Hüften. Sie ging einen halben Schritt weiter vor, und ihr Körper schien sich zu spannen.

»Ich fühle, du atmest. Du kannst keine Geistererscheinung, kein Spuk sein… ich werd' verrückt, ich weiß nicht, was ich noch glauben soll.«

»Denk nicht soviel!«

Sie richtete die Augen zu ihm empor, und sein Blick versank in dem schimmernden Leuchten ihrer Pupillen. Er fühlte sich endlos weit fortgerissen von dieser Erde – ihn schwindelte.

Da war er nicht mehr Herr seiner Sinne. Die Macht, die aus ihrem Willen brach, bohrte sich in sein Denken, ergriff von ihm vollends Besitz, und er glaubte zu schweben. So leicht war ihm mit einem Mal alles, so selbstverständlich.

»Du möchtest dort sein, wo ich herkomme, wo ich mich jetzt aufhalte«, sagte sie lockend, und ihre Stimme becircte ihn, als hätte er eine Droge genommen. »Das kannst du, wenn du es nur willst. Du wirst für immer bei mir sein.«

»Ja, das will ich.«

»Du wirst alles tun, was ich von dir verlange?«

»Ja, alles…«

Und er war tief überzeugt davon, daß es überhaupt nichts mehr gab, was er nicht tun würde.

Schön, verführerisch und seine Sinne betörend, tauchte sie hier auf, um ihn mitzunehmen. Und er war bereit, ihr zu folgen. Nicht die geringste Gegenwehr wurde in ihm wach. Sie beherrschte ihn vollends. Es war ihr teuflischer Wille, der jede Logik, jedes klare Nachdenken bei ihm unterdrückte. Doch das erkannte er nicht. Wie ein Vampir in der Nacht tauchte sie hier auf, um ihn zu einem ihrer Sippe zu machen. Auch das begriff er nicht.

Sie drückte ihm etwas in die Hand, und er griff danach.

»Es gehört dir. Tu, was ich dir sage, und ich werde nie mehr von deiner Seite weichen…«

Er hob seine Rechte, um zu sehen, was sie ihm gegeben hatte.

Es war ein kleines scharfes Messer mit einem dunkelgrünen Jadegriff.

»Schneide dir die Pulsadern auf«, forderte sie mit ihrer betörenden Stimme.

Und er konnte nicht anders, als ihr gehorchen.

*

»Herr Kassner ist noch nicht unten?« wunderte der Portier sich, als das Serviermädchen ihm sagte, daß das Frühstück, das für halb sieben bestellt worden war, noch immer unberührt auf dem Platz stand.

Es war gleich halb acht.

Man kannte Gert Kassner hier in diesem Hotel gut genug, vor allem seine Eigenheiten. Schließlich stieg er des öfteren hier ab, wenn er sich auf Reisen befand. Es war bekannt, daß er nicht geweckt werden wollte, daß er von selbst erwachte und pünktlich sein Frühstück einnahm.

Sollte der unmögliche Fall eingetreten sein, daß er doch verschlafen hatte?

Der Portier sagte: »Einen Moment bitte«, griff nach dem Telefon und wählte die Nummer zum Zimmer des Vertreters. Zehnmal schlug das Telefon an. Niemand nahm ab. Da gab der Hotelangestellte es auf.

»Da ist etwas passiert.«

Mit keinem Gedanken dachte er daran, daß Gert Kassner vielleicht abgereist sein könne, ohne seine Rechnung zu begleichen. So etwas kam zwar täglich vor, aber bei Kassner lohnte es nicht, überhaupt einen Gedanken an eine solche Möglichkeit zu verschwenden.

Der Portier informierte die Geschäftsführung. Der Zimmerkellner und ein weiterer Angestellter gingen hinauf zur Tür. Sie war verschlossen. Mehrmaliges Anklopfen erbrachte nichts.

Der Schlüssel steckte von innen. Es hatte keinen Sinn, mit dem Ersatzschlüssel im Schloß herumzustochern, um den von innen steckenden hinauszustoßen. Das Schloß mußte abgeschraubt werden. Eine zeitraubende Arbeit!

Einfach die Tür mit Gewalt aufzubrechen, davon wollte der Geschäftsführer nichts wissen. Nur nichts beschädigen, wenn es irgendwie ging! Und dann sollte das Ganze auch noch recht unauffällig über die Bühne gehen, damit ja kein Gast etwas bemerkte.

Nur keine Aufregung, keine Unruhe keinen Auflauf! Hoffentlich war nichts passiert. Das hätte ihm gerade noch gefehlt.

Der Geschäftsführer schwitzte. Er nahm ein sauber zusammengefaltetes weißes Taschentuch in seine Rechte und tupfte sich den Schweiß von der Stirn.

Vielleicht war dem Gast schlecht geworden. Schwächeanfall… Kreislaufkollaps… dann mußte man einen Arzt holen.

Aber wenn es zu spät dazu war, wenn er nicht mehr lebte…?

Der Geschäftsführer schloß die Augen und wurde bleich. Einen Toten im Haus! Nur das nicht…

»Geschafft!« sagte da kurz darauf der Angestellte, der vom

Schlosserhandwerk etwas verstand. Die Tür schwang lautlos nach innen.

Der Geschäftsführer überschritt die Schwelle und prallte zurück.

Gert Kassner lag in einer Blutlache vor seinem Bett, und seine Haut war weiß wie eine Kalkwand.

Der Vertreter rührte sich nicht mehr. Da half kein Rufen und kein Rütteln, und auch ein Arzt war hier fehl am Platz.

Hier gab es Arbeit für ein Beerdigungsinstitut und vor allem für die Polizei.

*

Klaus Harder von der Mordkommission betrat gerade sein Büro, als der Anruf durchgestellt und ihm der Vorfall mitgeteilt wurde.

»Ich fahre sofort hin!«

Er drückte einen Knopf am Gerät, »Wittert«, sagte er rasch, »setzen Sie sich erst gar nicht hin! Wir fahren zum ›Rosenberg-Hotel‹. Da scheint einer Selbstmord begangen zu haben. Der Kunde ist uns kein Fremder. Ich habe noch vor zwei Tagen mit ihm gesprochen. Es ist ein gewisser Gert Kassner.«

Harder fuhr den Dienstwagen, wenn Wittert ihn begleitete, meistens nicht. Da ließ er sich von dem jüngeren Assistenten chauffieren. Der Verkehr in der Innenstadt erforderte Aufmerksamkeit und Nervenkraft, und beides setzte Harder lieber für die Fälle ein die er zu bearbeiten hatte.

Harder war einundfünfzig, aber man sah ihm sein Alter nicht an. Sein schwarzes Haar war dicht, und keine graue Strähne zeigte sich darin. Er hatte eine gesunde, leicht gerötete Haut und lebhafte Augen. Der Kommissar war bekannt dafür, daß er über ein phänomenales Gedächtnis verfügte. Er konnte sich an Namen und Zahlen und Daten erinnern, die anderen in der Hektik des Alltags und der Vielzahl der Fälle längst entfallen waren.

Harder glich einem lebenden Lexikon. Es genügte die Nennung eines Namens, und er wußte auf Anhieb, wann und wo er mit der Trägerin oder dem Träger dieses Namens schon mal zu tun hatte.

Die Tatsache, daß er sich an Gert Kassner erinnerte, war nun keine besondere Leistung. Schließlich lag die Begegnung mit diesem Zeugen erst zwei Tage zurück.

Aber die Verbindungen, die Harder knüpfte, zeigten wieder mal mehr, daß dieser Mann sich wirklich Gedanken gemacht hatte.

Als er den Toten sah, das Messer fand und den Raum inspiziert hatte, sagt er zu Wittert: »Vielleicht bin ich ein wenig verrückt, aber mir scheint, wir müssen den Fall Liane Martens doch in einem anderen Licht sehen als bisher. Ehrlich gesagt, halte ich nicht viel von

solch komischer. Leuten, die behaupten, wahrsagen und hellsehen zu können oder verlauten lassen, daß sie Botschaften aus dem Jenseits empfangen. Aber ich muß mir diese Amerikanerin Terry White doch mal persönlich vorknöpfen. Terry… Wittert, wieso eigentlich Terry? Das ist doch ein Männername, nicht wahr?«

»Ja und nein. Es gibt auch Frauen, die so getauft werden. Das ist so ähnlich wie bei uns der Name Hansi oder Toni. Es gibt Frauen, die so heißen.«

Harder nickte. »Nun Sie müssen es wissen. Sie können ja amerikanisch…«

»Englisch, Herr Kommissar…«

»Ob englisch oder amerikanisch. Wo liegt da der Unterschied?«

»Es ist ein großer. Wenn ich Ihnen mal er…«

Harder fiel seinem Begleiter ins Wort. »Ja, Sie dürfen's mir mal erklären. Ein andermal, wenn wir mehr Zeit haben. Finden Sie heraus, wo diese Terry White untergebracht ist! Ich möchte mich so schnell wie möglich mit ihr unterhalten. Sie hat doch zuerst die Idee gehabt, daß Liane Martens' Verschwinden weitere Todesfälle nach sich ziehen würde. Liane Martens wurde offensichtlich nicht ermordet und kam – unserer Ansicht nach überhaupt nicht ums Leben. Sie verschwand einfach, wir haben keine Leiche gefunden und auch keine Bestätigung dafür erhalten, daß sie tot ist. Solange diese Gewißheit fehlt, müssen wir davon ausgehen, daß sie lebt – oder vielleicht doch tot ist, ohne in unserem Sinn tot zu sein – hört sich verzwickt an, ist es aber nicht, Wittert.

Schauen Sie mich nicht so entgeistert an. Ich versuche, die Dinge nur in die richtige Reihenfolge zu rücken. Wenn jemand vor den Augen dreier Zeugen spurlos verschwindet, ist das bemerkenswert. Wenn jemand behauptet, daß die Verschwundene sich aus dem Jenseits gemeldet hätte – bedeutet das: die Verschwundene ist tot. Und dann wird eine weitere Behauptung aufgestellt, die sich nun erfüllt: die Verschwundene hat angeblich angekündigt, daß weitere ihr folgen werden.

Gert Kassner scheint der erste zu sein. Mord ist ausgeschlossen. Hier in diesen abgesperrten Raum konnte niemand eindringen. Kassner hat Selbstmord begangen, das steht hundertprozentig fest. Warum aber hat er ihn begangen? Hatte er Sorgen? Drückte ihn ein Schuldenberg? Ärger mit seiner Frau kann er nicht gehabt haben. Er war nicht verheiratet. Oder was für ein Motiv gibt es noch, das er gehabt haben könnte? Unterschlagungen?

Das alles werden wir herausfinden. Vom Portier und dem Zimmerkellner wissen wir, daß Kassner, der hier Stammgast war, sich verhielt wie immer. Er hatte gestern abend noch darum gebeten, seine Rechnung fertig zu machen und das Frühstück wie immer um halb

sieben auf den reservierten Platz im Frühstückszimmer zu stellen. Hier in seinem Geschäftsbuch finden wir genau jene Personen aufgeführt, die Kassner im Lauf des heutigen Nachmittags aufzusuchen beabsichtigte.

Es ist alles fein säuberlich notiert, und es gibt – zumindest können wir aus dem, was wir bis jetzt festgestellt haben, diesen Schluß ziehen – nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, daß Kassner lebensmüde war. Er begeht Selbstmord. Einfach so. Was für einen Grund hat er gehabt? Hat er den Ruf gehört von dem Terry White gesprochen hat? Dann muß die Frau eventuell noch mehr wissen. Kassner war ein Zeuge des Vorfalls in dem Geschäft, wo Liane Martens verschwand. Wenn sich hier wirklich Kräfte zeigen, die wir mit unserem kleinen Verstand nicht fassen können, dann müssen wir damit rechnen, daß Liane Martens' Geist weitere seltsame Dinge provoziert, von denen wir im Moment keine Ahnung haben. In diesem Fall aber wären auch die beiden anderen Zeugen bedroht. Elisabeth Gesan und Margarete Tessner wären in diesem Fall die nächsten, denen etwas zustößt!«

Er hatte noch den Namen der Kollegin von Liane Martens und den der Kundin im Kopf.

*

Elisabeth Gesan war froh, als es halb sieben war und die Türen des Ladens geschlossen wurden.

Sie fühlte sich nicht ganz wohl, hatte Kopfschmerzen und wäre am liebsten einige Stunden früher nach Hause gegangen. Aber da zwei Angestellte sich in Urlaub befanden, wurde hier jede Hand gebraucht.

Elisabeth Gesan schloß ihre Kasse ab und zog sich dann an. Mit ihren Kolleginnen sprach sie nur wenig, weil das Reden sie anstrengte.

»Du siehst wirklich angegriffen aus«, sagte eine zu ihr.

»Ein bißchen abgespannt, das ist alles. Es gibt anderes Wetter. Das liegt mir in den Knochen. Wenn man sechzig ist, dann hat man aber auch jeden Tag ein anderes Wehwehchen. Ich leg mich heute abend früh ins Bett. Morgen früh bin ich wieder fit.«

Sie fuhr mit der Straßenbahn nach Hause. Dort wohnte sie im Hause einer Siedlungsgesellschaft. Es handelte sich um eine kleine, gemütlich eingerichtete Zwei-Zimmer-Wohnung, die im ersten Stock lag.

Es war acht, als sie sich ein Käsebrot belegte und eine Tasse Milch heiß machte.

Um halb neun kleidete sie sich aus.

Sie löschte das Licht im Wohnzimmer.

»Hallo, Frau Gesan«, sagte da eine vertraute Stimme zu ihr.

Elisabeth Gesan fuhr zusammen und preßte ihre Hände auf das

Herz, das wie rasend zu schlagen begann.

Diese Stimme!

»Liane?!« Die Frau warf den Kopf herum. Auf dem Sessel vor ihr saß eine junge, schlanke Person, die sich langsam in die Höhe drückte.

Elisabeth Gesan tastete mit zitternden Fingern nach dem Lichtschalter und drückte ihn herab. Die Deckenleuchte flammte auf. Das Zimmer war sofort hell erleuchtet.

»Liane? Mein Gott – ich habe Fieber, ich sehe etwas, das nicht sein kann. Ich habe dich doch eben noch nicht gesehen…«

Die Worte sprudelten nur so über ihre bleichen, zitternden Lippen, und sie wußte in diesen Sekunden gar nicht, was sie eigentlich sagen sollte.

»Ich bin auch eben erst gekommen, Frau Gesan.«

»Wie kommst du hier herein? Du kannst nicht wirklich sein. Du bist nicht durch die Tür gekommen…« Elisabeth Gesan schnappte nach Luft. Ihre Brust verengte sich wie unter dem Druck einer gewaltigen Hand. »Du kamst durch die Wand – wie du durch die Wand gegangen bist – im Geschäft – ich habe dich gesehen – du stehst mit dem Teufel im Bund, Liane!«

Sie lächelte. Sie war bildschön. »Nicht mit dem Teufel, Frau Gesan – mit Rha-Ta-N'my!«

»Rha-Ta-N'my… Liane, wovon sprichst du? Ich weiß nicht, wovon du redest.«

»Sie werden mich verstehen, wenn Sie bei mir sind. Etwas Großartiges wird Sie erwarten, Frau Gesan. Ich werde Sie dorthin führen, wo alle Sorgen ein Ende haben, wo es keine Schmerzen mehr gibt…«

»Das Land der Toten – du sprichst vom Tod, mein Kind!«

Elisabeth Gesan erschauerte. Die Begegnung kam ihr so unwirklich vor, daß sie meinte zu träumen.

»Ja, vom Tod – aber der Tod ist anders, als wir denken. Er ist nicht das Ende. Man stößt nur eine Tür in ein anderes, besseres Leben auf…«

»Ich bin krank, Liane. Ich fühle es. Mir schwindelt – mein Kopf, fühlt sich ganz heiß an – meine Gedanken sind so verworren – ist das so in der Stunde des Todes? Ich habe dich immer sehr gemocht. Vielleicht, weil du mich an meine eigene Tochter erinnerst, die starb, als sie so alt war wie du – eine schlimme Infektion raffte sie innerhalb weniger Tage dahin – Kinderlähmung, sagten die Ärzte damals – sie war noch so jung. Wenn man stirbt, habe ich mal gelesen, soll man all die Menschen wiedersehen, die einem vorangegangen sind – aber das ist gar nicht so – warum sehe ich dich, Liane? Warum bist du gekommen?«

»Um Sie mitzunehmen…«

»Dann werde ich jetzt sterben – so, schnell kann das gehen?«

»Ja, so schnell kann das manchmal gehen. Aber es wird Ihnen gutgehen Sie brauchen keine Angst zu haben…«

»Seltsamerweise habe ich keine Angst, Liane, nur die Unwissenheit macht mir zu schaffen – wieso…«

Sie wollte noch etwas fragen, aber im gleichen Augenblick war es ihr schon wieder entfallen. Es war ja alles so unwichtig.

Die dunkel schimmernden Augen der hübschen, jungen Verkäuferin zogen sie ganz in ihren Bann.

Aus weiter Ferne vernahm Elisabeth Gesan ein Geräusch.

Wie durch eine Wattewand hörte sie das Rasseln der Klingel.

Die sechzigjährige Frau aber war schon ganz weit weg, um es noch bewußt mitzubekommen.

»Hier, Frau Gesan…« Die Geistererscheinung reichte ihr das kleine Messer mit dem geschliffenen Jadegriff.

Elisabeth Gesan folgte ohne Widerrede.

Wieder die Klingel…

Dann heftiges Pochen. Die Frau kümmerte sich nicht darum.

Wie in Trance ging sie zum Sessel, auf dem Liane Martens gesessen hatte, und setzte die scharfe Messerspitze an ihre Pulsader.

»Frau Gesan!« klang es wie ein Hauch an ihre Ohren. Ein ferner Ruf! Jemand nannte ihren Namen. Sie begriff nicht, daß die Geräusche von der Wohnungstür herkamen.

Dort standen zwei Männer.

Es waren Klaus Harder und sein Assistent Albert Wittert.

»Sie muß uns doch hören«, murrte Wittert. »Der Lichtschein unter der Tür. Es ist doch jemand zu Hause.«

Von diesen Worten vernahm Elisabeth Gesan schon nichts mehr.

Mit verzücktem Gesicht lag sie zurückgelehnt im Sessel. Ihren kraftlosen Fingern entglitt das Messer mit dem Jadegriff.

Aus der geöffneten Pulsader strömte das Blut, färbte den Unterrock der Frau und den Sessel und versickerte darin.

Mit jedem Tropfen, den Elisabeth Gesan verlor, wurde sie schwächer.

Die Umgebung verschwamm vor ihren Augen, und sie fühlte sich wie auf Wolken schwebend.

Liane Martens war durchsichtig wie ein Schemen. Sie konnte die Wand mit der Vitrine, hinter ihr wahrnehmen. Dazu wollte sie etwas sagen. Ihre Lippen bewegten sich auch, doch Elisabeth Gesan fand nicht mehr die Kraft, Worte zu formen.

Sie befand sich vollends in der Umklammerung jener unheimlichen, fordernden Macht, die Liane Martens' Geist auf sie ausübte. Der Todesengel war gekommen, um sein vampirisches Leben weiterzugeben.

Aber Elisabeth Gesan erfaßte das nicht, weil ihr Wille nicht mehr frei war.

Sie sah eine Bewegung vor sich. Ihre halbgeschlossenen Augen registrierten eine Gestalt, die hell und durchscheinend war wie ein Geist.

Elisabeth Gesans erlöschendes Bewußtsein begriff.

»Das bin ich… Liane«, wisperte sie kaum hörbar. »Ich kann mich sehen – meine Seele – löst sich von meinem Körper – ich fühle mich frei – wunderbar frei – das Sterben, Liane, ist gar nicht schlimm…«

»Nicht für alle – nicht für Sie, Frau Gesan…«

»Hallo? Aufmachen! Hallo, Frau Gesan…« hallte eine Stentorstimme durch die Wände. »Können Sie uns hören?«

Heftige Schläge trommelten gegen die Außentür.

In der Tiefe des Bewußtseins der Erlöschenden bäumte sich ein Gedanke auf.

Ich will gar nicht sterben – warum gehorche ich ihr? Sie hat mich überredet – sie hat Macht über mich – es ist eine gefährliche, teuflische Macht, die von ihr ausgeht – ich muß mich in acht nehmen vor ihr…

Der Widerstand war zu schwach.

Ihr Wille sank in sich zurück wie eine Kerzenflamme die keine Nahrung mehr fand.

Ihre Umgebung veränderte sich. Sie vernahm ein leises Rauschen.

Als ob Wellen irgendwo sanft dagegenspülten.

Schwankender Untergrund…

Es waren die Planken eines weißen Schiffes.

Liane Martens trat ihr gegenüber.

»Willkommen – auf der anderen Seite«, sagte die junge Verkäuferin und streckte ihr die Hand entgegen.

Elisabeth Gesan sah sich irritiert um.

Blau und wolkenlos spannte sich ein fremder Himmel über ihr. Kaum ein Lüftchen war zu spüren.

»Ich – ich bin gar nicht tot?« fragte Elisabeth Gesan verwirrt. Sie drehte sich um. Durchscheinende Nebel lösten sich gerade auf. Dahinter konnte sie ihre Wohnung sehen und den Körper, der in dem Sessel lag. Das war sie. Das war die Hülle, die sie verlassen hatte. Dieser Körper regte sich nicht mehr. Kein Leben erfüllte ihn mehr. Das, was ihn lebendig machte – der Geist, die Seele – war aus ihm gewichen.

»Es gibt keinen Tod…«

Elisabeth Gesan wandte den Kopf und blickte Liane Martens an.

»Aber warum bin ich hier allein – allein auf dem Schiff mit dir, Liane? Was für eine Bedeutung hat dieses Schiff? Wo sind meine Freunde, meine Eltern? Wo ist mein Mann? Meine Tochter? Warum

kann ich sie nicht sehen?«

»Nicht zuviele Fragen auf einmal. Sie gehören hierher auf dieses Schiff. Es wird uns irgendwohin tragen – das Ziel ist unwichtig, und wir sind nicht allein, Frau Gesan.«

Es schien, als hätte es nur dieser Worte bedurft.

Lautlos kam jemand die Treppe aus dem Bauch des großen, lautlos dahingleitenden Schiffes hoch.

Es war ein Mann.

Elisabeth Gesan erkannte ihn sofort. Es handelte sich um den Kunden, der vor zwei Tagen Zeuge des Verschwindens von Liane Martens wurde.

Sein Gesicht war ernst und verschlossen. Er machte einen leidenden Eindruck.

Da begriff auch sie, daß sie hintergangen worden war, daß sie sich hier überhaupt nicht zurechtfand, daß niemand ihr Hilfe anbot.

Liane Martens diente den Mächten der Hölle.

*

»Sie öffnet nicht. Da stimmt etwas nicht. Wir brechen die Tür auf.«

Klaus Harder warf sich dagegen.

Es knirschte.

Der Lärm und das Rufen hallten durch den Korridor des Hauses und wurden auch von den anderen Bewohnern gehört.

Auf der gleichen Etage öffnete sich die Tür zur Nachbarwohnung.

Ein Mann mittleren Alters stand auf der Schwelle.

»Was ist denn los hier?« fragte er mürrisch. »Was machen Sie denn da?«

»Kriminalpolizei«, wies Harder seine Dienstmarke vor. »Frau Gesan öffnet nicht. Wie haben die Befürchtung, daß da drin etwas nicht stimmt.«

»Öffnet nicht?« Der Mann wurde sofort zugänglicher. Die Tatsache, daß die Polizei sich offenbar mal wirklich um ein Problem kümmerte und nicht nur Parksündern auf die Finger sah, schien ihm zu imponieren. »Sie ist zu Hause. Garantiert. Ich habe sie selbst nach Hause kommen sehen.«

Albert Wittert warf sich mit seinem ganzen Körpergewicht gegen die Tür. Er hatte ein paar Kilo mehr zur Verfügung als sein Chef. Das wirkte.

Krachend flog das Schloß aus der Türleiste. Durch den eigenen Schwung wurde Albert Wittert in den Flur gerissen.

Das Licht im Wohnzimmer brannte.

Die Szene, die sich den Blicken der Beamten bot, war hell ausgeleuchtet.

Harder und Wittert stürzten auf die alte Dame im blutverschmierten Unterrock zu.

»Frau Gesan!« Der Kommissar sah gerade noch, wie die Pupille, der Frau sich ins Unendliche erweiterte. Elisabeth Gesan atmete zum letzten Mal.

In dieser Sekunde starb sie.

»Zu spät! Wir kommen zu spät. Verdammt noch mal!« Harder ballte die Fäuste und griff mit einem Taschentuch nach dem kleinen Messer. »Und wieder das gleiche, Wittert: ein Messer mit einem Jadegriff! Jemand, der durch Wände gehen kann, taucht einfach auf und verteilt die Dinger, und die Auserwählten haben keine Chance mehr, der Forderung zum Selbstmord noch irgend etwas entgegenzusetzen.

Schauen Sie sich das Gesicht der Toten an, Wittert! Ein verzückter Ausdruck liegt darauf. Kein Zeichen von Schmerz oder Angst. Was geht hier vor, Wittert? Ich komme da nicht mehr mit.«

»Ich auch nicht, Kommissar.«

»Morde aus dem Jenseits, Morde, die als Selbstmorde getarnt sind – und doch Auskunft darüber geben, daß sie keine Selbstmorde sein können! Es ist doch seltsam, daß Elisabeth Gesan die gleiche Todesart und das gleiche Messer benutzt. Wer hat es ihr gebracht? Oder: wo hat sie es gefunden?

Die Begegnung mit Terry White war eine Enttäuschung. Das Medium war nicht in Form und weigerte sich einfach, auf gut Glück ein paar Andeutungen zu machen. Das mag für die Amerikanerin sprechen. Aber uns hilft es nicht weiter. Wir haben eine weitere Leiche und wissen, was hier passiert ist – und doch nehmen unsere Fragen nicht ab, eher zu.

Entweder bin ich verrückt – oder die Welt ist es, oder ich trample in einem Alptraum herum, aus dem ich nicht erwachen kann. Und wenn der ganze Schnee verbrennt, Wittert: Ich werde umgehend mit Margarete Tessner Kontakt aufnehmen und dafür sorgen, daß diese Frau sich nach Möglichkeit in den nächsten Tagen auf keinen Fall allein in ihrer Wohnung aufhält und auf Schritt und Tritt beobachtet wird. Das fällt zwar nicht mehr in meinen Zuständigkeitsbereich. Frau Tessner wohnt in Langen. Aber hier geht es um mehr als um Zuständigkeiten…«

*

Die Burg hatte gewaltige Ausdehnungen.

Es gab Hallen, die waren so groß, daß ein Kirchturm hineingepaßt hätte.

Hellmark, und Rani Mahay hatten sich an die riesigen Maßstäbe

gewöhnt.

Sie überquerten eine Brücke, die durch eine Halle führte. Diese Halle war mindestens sechs Stockwerke hoch, und wer in die Tiefe blickte, wurde schwindlig.

Sie wurden von Amana und ihren beiden Begleitern in einen Turm geführt, der der anderen Seite des Meeres zugewandt war.

Amana geleitete sie in eine Halle, die mit Rundbögen und bunten Glasscheiben versehen war.

Björn Hellmark glaubte, eine geheimnisvolle Kapelle zu betreten.

»Das ist der Raum, den Cavhs einst bewohnte, und der noch heute von unseren Weisen aufgesucht wird, um in den Schriften unserer großen Ahnen zu lesen und sie zu studieren«, erklärte die hübsche Kaythen-Prinzessin, die nicht von seiner Seite wich. »Ich habe dieses Refugium, in dem die Weisen auch ihre Meditationen durchführen, in der letzten Zeit seit der Wiedererstehung der alten Insel kaum verlassen. Du hast mir das Leben gerettet, Lavan-Björn…« Sie nannte ihn noch immer mit dem Namen des Abenteuers, unter dem sie ihn kennengelernt hatte. »Ich stehe tief in deiner Schuld.«

»Ich habe getan, was ich, tun mußte. Es ging auch um mein eigenes Leben«, erwiderte Björn einfach.

»Nein, nicht nur. Du hast mehr getan. Du hast einem Volk die Freiheit zurückgegeben, das durch falschen Geist in die Irre geleitet worden war. Die alte Zeit ist für einen Teil dieser Welt wieder angebrochen. Wie es weitergeht, vermag noch niemand zu sagen. Die Insel der Kaythen ist eine Art Heiligtum. Die Götter berührten einst diese Erde, und das ist jetzt wieder zu spüren.

In den letzten Tagen habe ich unablässig mit den Weisesten meines Volkes beraten. Antor hat etwas entdeckt, das auf Cavhs, den Auserwählten, zurückgeht. Ich will euch helfen, wir alle wollen es. Ihr seid unsere Freunde. Wir würden euch hier ein Leben bereiten wie im Paradies. Aber das wollt ihr nicht. Ihr wollt zurück, zu jenen Menschen, die ihr liebt, und die euch lieben. Wir verstehen das. Ich bedaure, daß ich bisher so wenig für euch tun konnte.«

Es gab schon lange eine bestimmte Frage, die Björn Hellmark am Herzen lag. »Als wir uns begegneten, Amana, als ich die schicksalsschwere Rolle des Lavan ausüben mußte, konnte ich feststellen, daß du über die Fähigkeit der Magie verfügst.«

»Im bescheidenen Rahmen und nur mit Hilfe von Pflanzen und Kräutern, deren Wirkung mir in durch Götter geschenkten Träumen übermittelt wurde.«

Björn leckte sich über die Lippen, während er an den marmornen Regalen entlang ging, in denen uralte Folianten standen. Die Bücher waren mit schimmernden Einbänden versehen als wäre ein spinnwebfeines Netz über sie gelegt.

Man sah dem blonden Mann an, daß er noch etwas sagen wollte. Er unterließ es aber.

Amana war der Ausdruck auf Hellmarks Miene nicht entgangen.

»Ich glaube, ich weiß, was du noch sagen wolltest, Lavan-Björn«, erriet sie seine Gedanken. »Du denkst, daß es vielleicht mit Hilfe meiner magischen Künste möglich ist, eure Heimkehr über die Häupter der uns umgebenden Geister und Dämonen hinweg durchzuführen.«

Hellmark war ehrlich. Er nickte. »Ja, ich hatte daran gedacht.«

Sie blieb stehen und blickte zu ihm auf. Sie reichte ihm knapp bis an die Schultern. Damit war sie eine der größten ihres Volkes. Die meisten Kaythen-Frauen und -Männer, die die beiden Freunde seit ihrem notgedrungenen Aufenthalt hier gesehen hatten, waren nicht größer als ein Meter sechzig.

»Auch ich habe schon daran gedacht, Lavan-Björn«, lächelte sie. »Ich suche noch immer einen Weg, dir und deinem Freund damit zu helfen. Ich bin noch nicht so weit – leider…« Er glaubte Trauer in ihren Augen erkennen zu können.

Dann senkte sie schnell den Blick. »Aber erst wollen wir versuchen, was größere Sicherheit bietet«, sagte sie schnell, und eine gewisse Heiterkeit schwang in ihrer Stimme mit. Björn kam es so vor, als wolle sie irgend etwas überspielen. Gab es eine Gefahr bei dem, was sie sonst zu tun gedachte – eine Gefahr, die sie nicht beim Namen nennen wollte, um sie nicht zu erschrecken?

Hellmark besaß eine gute Menschenkenntnis und Fingerspitzengefühl und Einfühlungsvermögen genug, um zu spüren, wenn etwas in der Luft lag, das man nicht unbedingt in Worte kleiden konnte.

Er wollte den Dialog nicht abbrechen lassen. Doch er wurde daran gehindert, seine Gedanken in Worte zu fassen.

Antor kam aus der Dämmerung des gewölbeähnlichen Prachtsaales, in dem die Ruhe und Atmosphäre einer Kirche herrschten.

Antor hatte eine hohe Stirn und große, kluge Augen, bei deren Anblick man den Eindruck gewann, sie könnten einem bis auf den tiefsten Grund der Seele schauen.

Er deutete vor jedem der Anwesenden ein leichtes Nicken an. In den Händen hielt er ein schweres Buch. Björn und Rani sahen, daß das schimmernde Gespinst an vielen Stellen fadenscheinig war und fingerdicke Löcher den Einband durchbohrten.

»Man behauptet, daß dies ein Buch sei, in dem Cavhs für alle Eventualitäten des Lebens in dieser Welt den Rat der Götter aufgezeichnet habe. Ich weiß nicht, ob das stimmt. In vielen Fällen mag es zutreffen. Doch das ist ein Sonderfall. Ihr wißt, was es mit dem

Spiel des Schicksals auf sich hat. Die Kaythen wurden ohne ihr Dazutun und ihr Wissen in dieses Spiel hineingezogen. Dämonische Kräfte nutzten das Gebot der Stunde, einzugreifen und das Land zu erobern, das einst den Göttern gehörte.

Wir kennen das Wissen der Götter. Einen Teil davon zumindest. Cavhs, der unser größter war, hat es uns hinterlassen. Die Weisheit der Götter hätte dieses Volk allezeit beschützt, das zu einer Art Mittler zwischen Mensch und Göttern geworden war. Aber die, denen wir vertrauten, denen die Götter vertrauten – mißbrauchten dieses Vertrauen. Zwei Priester deren Namen und Herkunft uns auch heute noch unbekannt ist, raubten das Spiel, führten Züge aus und stürzten Menschen, Priester und Götter ins Unglück.

Das Universum veränderte sich. Aus der Tiefe des Alls kam das Grauen, kamen die verirrten Geister, die Besitz ergriffen von der Insel, die Sodschon'nels Heere in einem Blutbad ertrinken ließen, die unermeßliches Leid verbreiteten. Das alles ist euch bekannt. Ihr wißt auch von Rha-Ta-N'my, der Dämonengöttin, die den Dämonen das Leben schenkte, und deren Gier nach Leben und geistiger Knechtschaft so gewaltig ist, daß ihr Geist bis in die fernsten Winkel des Kosmos vorgedrungen ist.

Sie kann kein Leben schaffen, sie kann sich nur des Lebens bedienen, das ein allmächtiger Geist aus seinen Gedanken schuf. Rha-Ta-N'mys Endziel ist die Herrschaft über die ganze Vielfalt des Lebens, wie es sich auf allen Welten, in allen Dimensionen und Parallelräumen entwickelt hat. Viele Bereiche schon stehen ganz unter der Herrschaft dieser Geister. Und sie expandieren weiter. Einen großen Faktor im Zusammenspiel der Kräfte stellt auch Molochos, der Oberste der Schwarzen Priester dar. Er befiehlt über einen Großteil der Dämonen, und er ist in Rha-Ta-N'mys Schachzügen eine besonders ausgeprägte Gestalt. Das alles steht in diesem Buch. Cavhs hat einen Blick in die Ewigkeit getan, er hat dabei die tiefste Vergangenheit und die fernste Zukunft gleichermaßen erblickt. Er beschreibt sie.«

»Dann kennt er die Geheimnisse der Zeit und des Lebens?« stieß Hellmark seine Frage hervor, als Antor eine Pause machte.

»Ja.«

»Er kennt Rha-Ta-N'mys Geheimnisse ebenso wie die Molochos, er hat die Kämpfe gesehen, die jetzt stattfinden, die einst stattfanden – und die stattfinden werden. Wird auch die Erde durch Rha-Ta-N'my untergehen?«

Antor blickte ihn groß und rätselhaft an. »Das, lieber Freund, steht in den Sternen. Cavhs hat es erblickt und in Bildern niedergeschrieben. Wenn ein Weiser daherkäme, der diese Bilder versteht, könnte ich dir Auskunft darüber geben. Auch unseren Weisen ist es bis zur Stunde nicht gelungen, Cavhs Bildersprache zu verstehen.

Und selbst, wenn ich es jetzt könnte – welchen Sinn hätte die Auslegung für dich, mein Freund? Erst in deiner Welt könntest du etwas damit anfangen. Aber dort bist du nicht, und es steht leider noch nicht fest, ob es jemals noch dazu kommen wird.«

Wie ein Urteilsspruch hingen die Worte im Raum.

Rani Mahay stieß laut die Luft durch die Nase und kratzte sich auf seiner Glatze.

»Ich habe euch bereits gesagt, daß wir alles drangesetzt haben, Cavhs geheime Bildersprache zu entziffern. In unserem – und in eurem Interesse. Denn wenn feststeht, daß Cavhs mit den Augen der Götter sehen konnte und die Weisheit der Mächtigen begriff – dann wird er auch gewußt haben, daß mit dieser Insel einst etwas Besonderes sein wird. Und wir haben gefunden, was wir suchten. Ob wir es allerdings auch begriffen haben, das entzieht sich unserer Kenntnis. Es kommt auf einen Versuch an!«

»Den wollen wir gern unternehmen«, sagte Hellmark.

»Er kann eine Enttäuschung sein«, warnte Antor.

»Dann lassen wir es auf einen zweiten ankommen. Das ist immer noch besser, als die Hände in den Schoß zu legen.«

Antor gab ihnen einen Wink und ging ihnen voran. Er näherte sich einer Fensterreihe, die besonders farbintensiv und mit außergewöhnlich schönen Motiven bemalt war. Die Fensterfront bestand aus zahlreichen, wabenförmigen Teilen, die fast nahtlos gefügt waren, so daß die Front wie ein Mosaik zusammengesetzt war.

Antor brauchte die farbigen Fenster nicht mal zu berühren. Noch ehe seine Fingerkuppen das von ihm erwählte Fenster antippten, schwang das Fensterteil nach außen.

»Cavhs spricht von einem Garten, der uns gehört. Dort unten liegt dieser Garten.« Er trat zur Seite und ließ Björn und Rani vortreten.

Die beiden Freunde warfen einen Blick in die schwindelerregende Tiefe. Sie sahen einen großen, grünen Pflanzenteppich. Die Bäume standen so dicht, daß sie wie ein Zeltdach wirkten, das die Wege und die Anlage des Gartens verbarg.

Antor fuhr hinter ihnen zu sprechen fort: »Um diesen Garten gibt es ein Mysterium. Niemand kann in ihn hineinsehen. Nur wer ihn betritt, vermag seine volle Schönheit zu erblicken. Dieser Garten ist so alt wie die Welt der Kaythen. Nie wurde er von uns betreten.«

»Warum nicht?« fragte Björn rasch.

»Das weiß nur Cavhs. Vielleicht wurde uns diese Auflage zuteil, um unsere Standfestigkeit zu beweisen. Wir wissen es nicht. Nicht verboten ist es uns, über das, was in diesem Garten geschah und welche Bedeutung er eventuell für euch haben kann, zu lesen. Cavhs spricht von Tagen, die nach der Finsternis kommen werden. Wir waren so vermessen, anzunehmen, daß diese Tage der Finsternis nun

hinter uns liegen, daß für uns ein neuer Zeitraum angebrochen sei. Nach diesen Tagen der Finsternis werden Fremde unter uns weilen. Ihr seid Fremde! Der Garten kann ihnen helfen. Wie ist das zu verstehen? Er kann, er muß nicht, auch das scheint mir bedeutungsvoll. Wenn ihr die Richtigen seid, wird euch ein Zeichen gegeben. Das sei euch noch gesagt: im Garten gibt es einen See. Man sagt, daß sich in ihm die Augen jenes Vogels spiegeln, den Cavhs einst sah und der ihm ein Auge schenkte…«

Diesen Teil der Legende kannte Björn schon. In seinem Abenteuerleben als Lavan war er mit Inhalten vertraut geworden, die ihm von allergrößtem Nutzen – auch für sein Dasein als Hellmark in jener Welt, aus der er kam – sein konnten. Vorausgesetzt, daß es zu einer Rückkehr kam:

»Haltet euch drei Tage und drei Nächte in der Nähe dieses Sees auf! Ihr werdet eine Erkenntnis haben. Ich hoffe, daß ihr eine haben werdet… Und diese Erkenntnis teilt uns dann mit, damit wir weitersehen…«

Was gesagt werden mußte, war gesagt. Antor ging ihnen Voraus. Vom Turm aus führte eine scheinbar ins Endlose mündende Treppe in die Tiefe. Schweigend gingen die Freunde hinter Antor her. Amana bildete den Schluß.

Am Ende der Treppe befand sich ein Tor, das Antor mit leichter Hand öffnete. Wie Nebel lag eine undurchdringliche grüne Wand vor ihnen.

Von dem Rundturm führte ein Durchlaß auf diese Mauer zu, die wie Watte aufgeschichtet lag.

»Geht«, sagte Antor. »Meine guten Wünsche begleiten euch. Ihr geht in keine Gefahr. Der Garten ist euer Paradies. Niemand außer euch wird dort sein. Ich hoffe mit euch, daß ihr mit einer brauchbaren Botschaft nach Ablauf der drei Tage hierher zurückkehrt.«

Die Freunde passierten den Durchlaß.

Nach wenigen Schritten erreichten sie die grüne Nebelwand.

Björn drehte sich noch mal um. Er sah die ernst blickende Kaythen-Prinzessin, die auf der Schwelle stand.

Langsam drückte Amana die Tür zu. Björn und Rani verschluckte der grüne Nebel, und als sie einen Schritt weiter in Cavhs geheimnisvollen Garten gingen, erblickten sie dessen ganze Schönheit.

*

Amana atmete tief durch.

»Ob sie es schaffen werden?« fragte sie leise, Antor in die großen, klugen Augen sehend, in denen kein Mißtrauen. »Ich hoffe es. Für sie. Sie waren gut zu uns. Wenn Cavhs Geist noch nachwirkt und jener des

Heiligen Vogels, werden sie eine Botschaft erhalten. Sollte das nicht der Fall sein…« Er zuckte die Achseln, und man sah ihm an, daß er zunächst auch keinen Rat wußte.

»Dann werde ich etwas unternehmen«, bemerkte Amana mit schwerer Stimme.

Antor wurde bleich. »Tu' es nicht, Amana!« bat er nur. Er war eingeweiht und wußte, was im Kopf der hübschen Frau vorging, die eine so schwere Bürde zu tragen hatte.

»Es wird keinen anderen Weg für mich geben, Antor. Ich stehe in ihrer Schuld. Ich kann es nicht ertragen, sie hier als Gefangene zu erleben, wo sie doch frei sein sollten. Und sie sind Gefangene, sie sind wie Vögel in einem goldenen Käfig.«

»Du darfst die Kräfte nicht wecken!« ermahnte er sie.

Sie schwieg.

»Es gibt Schlüssel, die öffnen keine Türen, sondern sie bringen ganze Gebäude zum Einsturz!« ließ er nicht locker.

Sie schwieg noch immer, wandte sich stumm um und ging langsam die enggewundene Treppe empor.

Auf dem Gesicht der kleinen Frau stand Entschlossenheit, das zu tun, was sie für richtig hielt. Und wenn sie ihr eigenes Leben dabei aufs Spiel setzte.

*

Der BMW 520 glitt über die Autobahn Richtung Bad Homburg.

Frank Morell saß hinter dem Steuer.

Locker lagen die nervigen Hände des jungen Fahrers auf dem Lenkrad.

Die Straße war feucht. Leichter Nieselregel fiel vom Himmel.

Morell fuhr nicht schnell.

Er benutzte mit hundertzwanzig Stundenkilometern Geschwindigkeit die mittlere Fahrbahn. Die Strecke war dreispurig ausgebaut.

Ganz rechts rollten die LKWs. Er überholt gerade eine Kolonne.

Dann schien die nasse Fahrbahn wieder ihm zu gehören. Die Scheinwerfer der entgegenkommenden Fahrzeuge jenseits des Mittelstreifens spiegelten sich auf der Straße.

Morell verengte die Augen.

Er fuhr konzentriert. Sobald er diese Strecke sah, wurde er an den Vorfall vor mehr als einem Jahr erinnert.

Nur wenige Kilometer vor der Abfahrt war es passiert.

Damals war strahlend blauer Himmel gewesen, früher Mittag. Die Fahrbahn trocken. Mäßiger Verkehr.

Auf der linken dritten Fahrspur näherte sich in diesem Moment ein

Fahrzeug. Rasch wurden die Scheinwerfer größer. Der Fahrer brauste mit hoher Geschwindigkeit heran.

Die Scheinwerfer blendeten auf.

Morell duckte sich leicht, weil die Scheinwerfer in seinem Innenspiegel reflektierten.

Morell rückte die schmalrandige Brille zurecht.

»Der ist verrückt«, murmelte er vor sich hin.

»Weshalb der jetzt seine Scheinwerfer aufblenden muß?«

Im gleichen Augenblick schlug eine Alarmglocke in Morell an.

Spannung erfaßte seinen Körper. Die Muskeln und Sehnen reagierten.

Das fremde Fahrzeug auf der Überholbahn war nun dicht hinter ihm und näherte sich mit der Kühlerhaube etwa der Höhe seines Kofferraums.

Dann sah er es nicht mehr. Toter Winkel…

Morell warf den Kopf herum. Sein Körper befand sich in fiebernder Erwartung.

Sein Gesicht wurde starr wie eine Maske, als er sah, wie das fremde Fahrzeug bei hoher Geschwindigkeit auf seine Seite herübergezogen wurde!

Es ging alles blitzschnell.

Er erfaßte: rechts zuckelte mit höchstens sechzig Stundenkilometern ein schwerbeladener Lastzug mit Anhänger die Fahrbahn entlang. Diesem Fahrzeug näherte er sich.

Ein Ausweichmanöver nach rechts kam in diesen entscheidenden Sekunden nicht in Frage.

Er würde sonst voll in den Lkw brausen, und dann blieb nichts mehr von ihm übrig.

Morell drückte das Gaspedal durch. Der Wagen machte einen Satz nach vorn.

Er hörte es knirschen.

Die ganze Karosserie erbebte, und ein kreischendes Geräusch dröhnte an Morells Ohr.

Das ihn attackierende Fahrzeug versetzte ihm einen Stoß. Die Radkappen der Vorderräder berührten die Radkappen seiner Hinterräder. Der BMW 520 wurde nach rechts gedrängt. Wie ein Berg türmte sich der Lkw neben Frank Morell auf.

Alles Blut wich aus dem Gesicht des jungen Mannes. Kalter Schweiß brach ihm aus.

Er kam dem Long-Vehicle gefährlich nahe, aber es gelang ihm, die Spur zu halten.

Bruchteile von Sekunden nur währte der Überholvorgang jetzt noch. Doch die kamen ihm vor wie eine Ewigkeit.

Man hatte ihn gewarnt!

›Unternehmen Sie nichts!‹ hatte die Telefonstimme gesagt. Er hörte nicht darauf und vereinbarte mit Dr. Felkmann trotzdem einen Termin.

Wiederholte sich das von damals?

Daran gab es wohl nicht mehr den geringsten Zweifel.

Das war kein gewöhnlicher Unfall. Hier wurde einer provoziert…

Wie eine Klette klebte das ihn verfolgende Fahrzeug, ein dunkelroter Ford Taunus, an ihm.

Morell steuerte hinüber auf die rechte Fahrbahnseite. Im Rückspiegel sah er den Lkw überdimensional und bedrohlich nahe.

Der Fahrer des Lastwagens mußte bremsen. Sein Fahrzeug kam ins Schlingern, der Anhänger stellte sich quer.

Morell hörte kreischende Bremsen. Was alles geschah, bekam er in diesem Augenblick in Einzelheiten gar nicht mit.

Er lag halb auf dem Steuerrad und sah sein Fahrzeug über die rechte Fahrbahnseite schießen.

Nur das Lenkrad jetzt nicht zu hastig herumreißen. Er nahm gleichzeitig das Gas weg und konnte die Fahrt stabilisieren.

Aber da war der dunkelrote Ford links neben ihm.

Nur eine Handbreit von seinem Fahrzeug entfernt brauste der Wagen von der Seite her auf ihn zu.

Morell bremste scharf ab, um nicht voll in den viel schneller fahrenden Wagen hineinzurasen.

Was sich hier in Sekundenbruchteilen abspielte, war in Worten kaum zu schildern. Und die Dinge ereigneten sich so dicht aufeinander, daß die Sinne so überfordert waren, um ihnen überhaupt noch zu folgen.

Morell hörte es krachen. Der rechte Kotflügel seines BMW stieß gegen die rechte Seite des Kofferraums des angreifenden Autos.

Der BMW wurde nach links auf die äußerste Fahrbahn gerissen. Nur der Tatsache, daß er die Geschwindigkeit schon weit herabgesetzt hatte, verdankte Morell sein Leben.

Der Ford aber war zu schnell. Der Fahrer, den Morell in der Hektik noch nicht registriert hatte, konnte auf der kurzen Strecke nicht mehr bremsen. Sein Ford stand plötzlich nur noch auf zwei Rädern, fegte quer über die Fahrbahn und überschlug sich mehrmals. Es krachte und schepperte. Glassplitter flogen wie wütende Hornissen durch die regnerische Luft.

Metall zerriß wie straff gespanntes Papier.

Mit einem Donnerschlag landete der Ford an einem Baum, der mehr als hundert Meter abseits des Straßenrandes stand. Er schlang sich förmlich darum.

Flammenzungen schlugen aus dem Kofferraum aus der Kühlerhaube, im Nu stand das schrottreife Wrack in einem

prasselnden Feuermeer.

Morell konnte es nicht fassen.

Fast im letzten Augenblick hatte er sein Fahrzeug zum Stehen gebracht. Die Bremsspur lief quer über alle drei Fahrstreifen, hinweg und endete fingerbreit vor dem Mittelstreifen.

Das Herz des Neunundzwanzigjährigen schlug, als wolle es seine Brust sprengen. Drei Sekunden saß Frank wie unter einem Schock hinter dem Lenkrad. Dann riß er sich aus der Erstarrung und kroch aus dem Fahrzeug. Beide Beine schmerzten ihn, und er verzog das Gesicht, als er sich bückte. Aber er griff nicht nach dem Stock, sondern riß mit harter Hand den Feuerlöscher aus der Halterung und lief über die Fahrbahn.

Auch der Fahrer des großen Lastwagens keuchte heran. Der Mann war dick, und das Laufen strengte ihn an. Seine Hängebacken wackelten. In der Rechten hielt er einen Feuerlöscher.

Rundum stoppten die Autos. Innerhalb weniger Augenblicke glich die Autobahn zwischen Frankfurt und Bad Homburg einem Heerlager. Viele Autofahrer – auch auf der Gegenseite – hielten an und konnten ihre Neugier nicht bezähmen.

Drüben kam es zu einem Stau, der unnötig war. Von dort konnte doch niemand helfen! Es reichte wahrhaftig, daß die eine Fahrbahn völlig verstopft war. Morell konnte die Unvernunft der Menschen nicht verstehen, die aus Neugier und Sensationslust hielten, oft der Polizei und den Rettungsfahrzeugen den Weg versperrten und dadurch Menschenleben gefährdeten. Die meisten begriffen das gar nicht.

Die Hitzewellen schlugen Morell entgegen. Er drückte den Kopf fest herunter, und der Schaumstrahl jagte unter die aufgesprungene Motorhaube, die wie eine bizarre Metallplastik aussah.

Es zischte und prasselte. Morell schäumte den Motorblock völlig ein und warf den leeren Löscher dann zur Seite.

Der Beobachter trug einen langen, dunklen Mantel, dessen Kragen hochgeschlagen war und einen breitkrempigen Hut, den er tief in die Stirn gezogen hatte.

Von dem Gesicht des Finsteren war nichts zu erkennen. Und das war gut so.

Wäre jemand ganz dicht an ihn herangekommen, würde er sich zu Tode erschreckt haben.

Das Gesicht war flach und dunkelgrau. Zwei große, hervorquellende Augen und ein breites, fischartiges Maul waren die einzigen Sinnesorgane, die das furchteinflößende Antlitz aufwies.

Dieser Mann war kein Mensch.

Er stammte von einer anderen Welt.

*

Frank Morell näherte sich der breiten Sandsteintreppe, die zwischen zwei verwitterten Säulen auf eine mit Schiefern überdachte Terrasse hinaufführte.

Auf der obersten Stufe saß eine ausgewachsene Bernhardinerhündin.

Sie rührte sich nicht von der Stelle, als der späte Besucher auftauchte.

Aus großen braunen Augen blickte sie ihn an und hob ein wenig ihre mächtigen Ohren. Ein dumpfes, gefährliches Knurren kam aus ihrer Kehle, als wolle sie den Mann warnen und sagen: ›Bis hierher, mein Freund, und keinen Schritt weiter! Sonst ergeht es dir schlecht!‹

Morell blieb auf der untersten Stufe stehen, als, das große Tier sich erhob.

Die hohe Eichentür, die ins Haus führte, wurde geöffnet.

»Zurück, Cora!« sagte eine ruhige, angenehme Stimme sehr deutlich und bestimmend.

Dr. Kurt Felkmann stand auf der Schwelle. Er war untersetzt, trug eine helle Hose und ein blaugraues, dezent gemustertes Sporthemd mit einer großen aufgesetzten Brusttasche und kurzen Ärmeln. Im linken Mundwinkel des Psychiaters klebte ein Zigarillo.

Die Bernhardinerhündin baute sich neben ihrem Herrn auf und blickte dem Ankömmling, der die Stufen hochkam, interessiert entgegen.

Felkmanns Rechte lag auf dem Nacken des Großhundes, den der Psychiater mechanisch kraulte.

Der Hausbesitzer nahm seinen duftenden Zigarillo von den Lippen und meinte: »Großartig, Herr Morell! Das letzte Mal mußten wir Sie noch mit dem Rollstuhl über eine Rampe auf der anderen Seite der Terrasse ins Haus fahren – jetzt marschieren Sie die Treppe hoch, als wäre nie etwas gewesen.«

Morell lächelte schmerzlich. »Dafür hätte diesmal nicht mehr viel gefehlt, und ich wäre im Sarg angeliefert worden.« Er konnte sich diese makabre Bemerkung nicht verkneifen.

Felkmann nickte ernst. »Sie deuteten da schon etwas am Telefon an. Sie müssen mir mehr erzählen. Das ist ja ungeheuerlich.«

Der Psychiater streckte dem Besucher die Hand entgegen, die dieser ergriff. Felkmann führte seinen Gast ins Haus.

»Und du bleibst hier«, redete er die Hündin an, die hinter ihnen hertrottete. »Genieß' die frische Abendluft! Möchte bloß wissen, was du ständig im Haus willst.«

Die Hündin blickte ihn aus großen Augen vorwurfsvoll an, als hätte sie jedes Wort verstanden.

Sie wedelte mit dem Schwanz und gab ein leises Jaulen von sich.

»Nein, du brauchst gar nicht zu betteln. Mich stimmst du nicht um. Vielleicht heute abend. Aber jetzt hab’ ich einen Gast, um den muß ich mich kümmern. Da habe ich sowieso keine Zeit für dich.«

Die Hündin drehte sich um.

»Außerdem hab’ ich dich angeschafft, damit du Haus und Garten bewachst und nicht die Gespräche belauschst, die ich mit meinen Patienten führe. Geh raus und paß auf den Garten auf, damit niemand ihn klaut!«

Er drückte die Tür ins Schloß und drehte den Schlüssel um. Es knackte laut und vernehmlich. »Wenn man so ein Vieh im Haus hat, fängt man an, sich komisch zu benehmen«, sagte er, als müsse er sich für sein Verhalten entschuldigen. »Aber das alte Mädchen versteht tatsächlich, was ich ihr sage. Manchmal rede ich mit ihr wie mit einem Menschen. Liegt wohl daran, daß ich den rechten Zeitpunkt versäumt habe, mir ’ne Familie zuzulegen. Und jetzt bin ich zu alt.«

Er hatte die fünfzig knapp überschritten. Das aber sah man ihm nicht an. Mit elastischen, kraftvollen Schritten bewegte er sich neben Morell her, der Mühe hatte mitzukommen. Von seinem Gehfehler nahm man kaum noch etwas wahr. Frank Morell bewegte sich, als hätte er sich das eine Bein verstaucht.

»Ich muß sogar abschließen«, nahm Felkmann noch mal den Faden auf. »Ob Sie’s glauben oder nicht: die Hündin bringt es tatsächlich fertig, auszuprobieren, ob die Tür auch wirklich verschlossen ist. Ist das nämlich nicht der Fall, dann legt sie ihren massigen Schädel einfach auf die Klinke und öffnet…«

Frank mußte leise lachen. Felkmann machte einen etwas hilflosen Eindruck, als er von seinen Problemen erzählte.

Sie gingen zum anderen Ende des Korridors, und der Hypnotiseur forderte Morell auf, ihm näheres über den Unfall zu erzählen.

Frank faßte sich kurz. Felkmann hörte aufmerksam zu. Dabei blickte er seinen jugendlichen Besucher mehr als einmal von der Seite her an, als wolle er sich das Aussehen dieses sympathischen jungen Menschen ein für allemal einprägen, als gäbe es da etwas Besonderes in diesem stillen, ovalen Gesicht, das er erforschen müsse.

Dr. Felkmann öffnete die Tür zum Behandlungsraum, in dem er alles für die Sitzung vorbereitet hatte.

Die breite, fast weiße Couch kannte er schon. Sie nahm eine Wandseite fast völlig ein.

In Höhe des Kopfendes stand ein bequemer Sessel. Wenn man auf der Couch lag, blickte man in die Richtung des großen Fensters, das zum Garten führte. Dieses Fenster war verhangen.

Es herrschte gedämpftes Licht im Raum.

Frank Morell atmete tief durch. Es war das zweite Mal in seinem Leben, daß er auf der Couch Dr. Felkmanns Platz nahm. Das erste Mal

lag etwa ein halbes Jahr zurück, aber es schien ihm, als wäre es erst gestern gewesen.

»Nun erzählen Sie mir erst mal Ihre Träume, Herr Morell…«

Frank nickte und begann zu berichten.

*

Die Bernhardinerhündin drehte sich einmal um ihre eigene Achse und wollte sich dann offensichtlich vor der Tür niederlassen, um von hier oben den Hauptweg und einen Teil des Gartens zu überblicken.

Die Straße lag ruhig.

Es tropfte von den Bäumen.

Plopp… plopp… plopp machte es rhythmisch in das Regenfaß, das an einem Ende der Villa an der Ecke stand.

Die Hündin hielt in der Bewegung inne und legte den schönen, massigen Kopf ein wenig schräg. Die großen Ohren hoben sich ein wenig an.

Es schien, als ob Cora die Luft ausginge.

Ein tiefes, leises Knurren kam aus ihrem Rachen.

Die Bernhardinerhündin hob den Kopf und starrte in den dunklen Park, der die Villa umgab.

Coras Knurren verschärfte sich, und sie lief langsam die Sandsteinstufen hinab.

Sie hatte die Witterung von etwas Fremdem aufgenommen…

*

Felkmann unterbrach seinen Besucher nicht ein einziges Mal. Er hörte sich alles ganz genau an und machte Notizen.

»Wir werden das tun, was wir das letzte Mal auch schon taten, Herr Morell«, sagte der Psychiater, nachdem Frank geendet hatte. »Ich werde Sie erneut in Tiefenhypnose versetzen. Ich sagte Ihnen das letzte Mal schon, daß es mit Ihren Träumen etwas Besonderes auf sich hat. Es werden Erlebnisse frei aus dem Unterbewußtsein. Sie fangen an, sich an etwas zu erinnern. Viele Menschen haben ähnliche Träume – Träume vom Fliegen zum Beispiel. Die meisten denken mal darüber nach und sprechen gelegentlich auch mit Bekannten oder Freunden darüber. Dann ist das meistens auch für diese Leute schon wieder vergessen. Sie aber machen sich Gedanken darüber und sehen die Dinge zusätzlich in einem größeren Zusammenhang…«

»Das heißt: ich bin krank, ich bin nicht ganz normal. Ich habe demnach einen Komplex und werde mit irgend etwas nicht fertig.«

»Sie werden mit irgend etwas nicht fertig, ich glaube, das trifft die Sache am ehesten. Das andere will ich nicht gehört haben Herr Morell.

Sie sind so normal wie jeder andere Mensch, oder eben auch nicht.

Was bedeutet ›normal‹? Man hat für irgend etwas ein bestimmtes Maß, einen bestimmten Grenzwert festgesetzt. Machen Sie sich keine Sorgen um Ihren Geist! Der ist in Ordnung. Sie unterscheiden sich nur in einem, Herr Morell, von zahllosen anderen: sie erinnern sich an etwas ganz Bestimmtes und können mit der Flut der Information doch nichts anfangen. Deswegen haben Sie sich an mich gewandt. Dieser Schritt war richtig. Sie hatten davon gelesen, daß in der Hypnose das Unterbewußtsein freigelegt wird. Sie haben davon gelesen, daß Menschen sich in einer bestimmten Form der Hypnose an ein vergangenes, früheres Leben entsinnen. Dieser Gedanke der einst belächelt wurde, ist heute zum Allgemeingut geworden. Ich habe damals schon eine diesbezügliche Andeutung gemacht, und es hat Sie nicht erschreckt. Ich habe Sie seinerzeit darüber informiert, daß wir eine bestimmte Zeit verstreichen lassen, ehe wir uns wiedersehen.«

Frank nickte. »Aber es waren nicht nur die Träume, deren Inhalt ich begreifen wollte. Es gab da noch mehr. Sie wissen…«

»Ja, ich weiß. – Die Vorstellung, daß Sie Geistererscheinungen hätten, quälte Sie. Nun, Ihr erster Unfall war für Sie der erste Beweis. Diesmal kam es zu einem erneuten Anschlag auf Ihr Leben. Klarer und eindeutiger als zuvor, und es gibt sogar Zeugen. Das Fahrzeug war leer. Ein Mensch kann sich nicht in Luft auflösen… oder doch, wie es die Zeitungen in den letzten Tagen ja geschrieben haben. Möglicherweise gibt es einen Zusammenhang zwischen den Anfeindungen aus einem unsichtbaren Reich und Ihren Träumen. Wir werden es herausfinden. Sechs Monate sind vergangen seit unserer ersten Begegnung. Die Träume häuften sich in letzter Zeit. Es sind eigenartige Träume, zugegeben. Erstaunlich ist die Hartnäckigkeit der gleichen Aussage. Nun. ich hoffe, daß der Zustand, in dem Sie sich jetzt befinden, Ihr Unterbewußtsein gewissermaßen ›aufgeweicht‹ hat, um es mal so auszudrücken. Was ich in Tiefenhypnose vor sechs Monaten erfuhr, war möglicherweise nur die Basis, auf der wir jetzt weiter aufbauen müssen. Heute – können wir vielleicht tiefer in das Geheimnis Ihrer Herkunft eindringen…«

Er lächelte. Sein Zigarillo lag erloschen im Ascher.

»Sie werden jetzt einschlafen«, sagte Felkmann leise, aber bestimmt. »Sie fühlen sich ganz leicht… sehr wohl… Sie werden nicht mehr wissen, wo Sie sich befinden… Sie werden nur noch meine Stimme hören, und auch nur dann, wenn ich Sie persönlich anspreche. Können Sie mich hören, Herr Morell? Sagen Sie laut und vernehmlich: ja.«

»Ja.«

Felkmann griff nach der schlaffen Hand des Mannes, den er in Hypnose versetzt hatte. Schwer und kraftlos sank sie auf die Couch

herab.

»Sie werden mir auf alle Fragen, die ich Ihnen stelle, antworten?«

»Ja…«

»Sie werden mir größtmögliche Beschreibungen jener Dinge geben, die Sie sehen…«

»Ja…«

Felkmann führte seine beiden Hände über Frank Morells Gesicht. Der hatte die Augen geöffnet, blickte aber in eine unendliche Ferne, als würde er die Tiefen des Weltalls wahrnehmen.

Der Hypnotiseur erhob sich und näherte sich dem schmalen Tisch hinter dem Kopfende der Couch. Darauf stand eine moderne Tonbandanlage, an die ein Mikrofon angeschlossen war. Das Mikrofon war so ausgerichtet, daß es die Stimmen des Fragenden und des Antwortenden gut aufnehmen konnte.

Felkmann schaltete das Gerät noch nicht ein. Er näherte sich der hohen, dunklen Tür, die in einen angrenzenden Raum führte.

Mit dem Knöchel schlug er verhalten einmal dagegen und öffnete dann die Tür spaltbreit.

»Du kannst herauskommen«, sagte er dabei leise in den dunklen Raum. »Es ist soweit…«

*

Ein Schatten fiel über sein Gesicht.

Er wurde erzeugt von dem Mann, der im jenseitigen Raum gewartet hatte.

Dieser Mann hatte etwa Felkmanns Alter und war einen Kopf größer als der Hypnotiseur. Er hatte breite Schultern und leicht gerötete Wangen.

»Es ist vielleicht nicht richtig, was ich tue«, kamen Felkmann Zweifel. »Ich hätte es ihm sagen sollen, daß ich die Unterredung mit ihm durchführe, wenn ein Zeuge anwesend ist.«

»Dann wäre er befangen gewesen, Kurt«, sagte sein Gegenüber.

Der Sprecher war Professor Arnold Mass. In München hatte er einen Lehrstuhl für Psychologie inne. Seitdem in Deutschland soviel über parapsychologische Phänomene gesprochen, geschrieben und sogar im Fernsehen gezeigt wurde, hatte Mass es nicht unterlassen können, seine Nase auch in dieses Wissensgebiet zu stecken.

Die beiden Männer hatten gemeinsam studiert.

In Frankfurt. Mass hatte als Fünfunddreißigjähriger seine Stelle in München angetreten, Felkmann dagegen eröffnete eine Praxis im Taunus, spezialisierte sich dabei immer mehr auf übersinnliche Phänomene, fing an, sich für Okkultismus und Astrologie zu interessieren und kam zu dem Schluß, daß Geist und Seele des

Menschen doch vielschichtiger waren, als das allgemein bekannt wurde.

Nachdem Frank Morell, den Felkmann für seinen interessantesten Fall in seiner Praxis hielt, sich erneut angemeldet hatte, nahm er Kontakt zu seinem alten Freund auf, dem er den Vorschlag machte, jener vorbereiteten Sitzung in Tiefenhypnose beizuwohnen.

»Möglich.« Kurt Felkmann kratzte sich im Nacken. »So ganz wohl fühle ich mich allerdings nicht in meiner Haut, Arnold. Ich habe nicht gern Geheimnisse vor den Leuten, die zu mir kommen und sich mir vertrauen.«

»Du kannst's ihm ja immer noch sagen. Nachträglich. Sag', du hättest einen Rat gebraucht…«

»Hm.«

Mass setzte sich in einen etwas weiter entfernt stehenden Sessel.

Felkmann nahm seinen Platz in Kopfhöhe des Schlafenden ein.

»Frank – können Sie mich hören?«

»Ja.«

»Wo wohnen Sie?«

»In Frankfurt… Beckerweg.«

»Wie alt sind Sie?«

»Neunundzwanzig Jahre…«

»Wir gehen jetzt zurück, Frank. Sie konzentrieren sich ganz auf meine Stimme. Können Sie sich – noch an Ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag erinnern? Was war da, Frank? Erzählen Sie mir von Ihrem fünfundzwanzigsten Geburtstag, den Sie gerade feiern…«

Morell lächelte. »Ich habe 'ne Menge Freunde eingeladen, auch die Geschäftskollegen… Petra tanzt einen Twist… es ist zum Schießen… wir lachen uns halbtot… sie hat einen in der Krone… ständig redet sie davon, daß sie abnehmen muß… sie kann's aber nicht lassen, Salzstangen und Erdnüsse zu verspeisen… dabei zählt sie die Kalorien… wenn sie eine Nuß zwischen die Zähne schiebt, zählt sie zwanzig… bei der zweiten… vierzig… nach hundert Kalorien gießt sie sich einen Korn ein… das muß so sein, meint sie… scharfer Korn ist gut zum Abnehmen…«

Morell lachte, als würde er etwas besonderes Lustiges vor sich sehen.

Felkmann unterließ es, nach Einzelheiten zu fragen. Er sagte: »Wir gehen neun Jahre zurück, Frank… Sie sind letzt sechzehn… erzählen Sie!«

»Diesen Tag habe ich mir anders vorgestellt.« Morells Stimme klang verändert. Viel heller. Eine richtige Jungenstimme hatte er jetzt. Auf seinem Gesicht lag ein burschikoser Ausdruck. »Ich hatte 'ne Menge Schulkameraden eingeladen. Drei Kästen Bier hatte ich bestellt. Und ich habe das Geld für drei Flaschen Rotwein zusammengekratzt…

Mann, wir hatten uns vorgenommen, mal richtig auf die Pauke zu hauen… endlich sechzehn, daß muß doch gefeiert werden… die meisten erwischt es verdammt schnell. Abends um sechs ist die Feier gelaufen… haha…«

Er lachte, und um seine Augen zeigten sich verschmitzte Falten. »… Bier und Rotwein… das haut den stärksten Eskimo vom Schlitten… Hans und sein Bruder liegen unter dem Tisch… ihnen ist übel… wir sind noch zu fünft… Anita ist auch da… sie ist wunderschön… ich freue mich immer, wenn ich sie sehe…, daß sie zu meinem sechzehnten Geburtstag gekommen ist, finde ich prima… ehrlich… sie hat ganz schwarzes Haar, einen braunen Teint… sie ist immer braun, auch im Winter… und sie hat gleichmäßige, weiße Zähne… wie Perlen…

Anita zu küssen… das habe ich mir zu meinem Sechzehnten auch vorgenommen… irgendwie muß man doch merken, wenn man sechzehn wird… dann ist doch einiges anders… ich muß mir Mut antrinken… viel Mut… ich muß die Chance nutzen. Heute ist Sonntag. Meine Eltern haben mir den größten Wunsch erfüllt: uns allein feiern zu lassen, nur mit den Leuten, die ich mag… mittags, zu Kaffee und Kuchen durften sie noch nicht dabei sein… aber der Abend… der gehörte uns… schon wegen Anita…«

Er brach an dieser Stelle ab.

»Und, Frank, was war mit Anita…?«

»Weiß nicht…«

»Versuch' dich zu erinnern…«

Felkmann redete ihn jetzt wie ein Kumpel an, der zum Alter Morells, in dem er sich zu befinden glaubte, auch, paßte.

»Ich habe Anita im Arm… das weiß ich noch… alles andere ist so verschwommen… Mann, mir ist schlecht… der Rotwein… nie wieder beweisen wollen, daß man trinkfest sein muß, um ein Mann zu sein… ich glaube, das kann man anders viel besser beweisen… ich weiß nicht: habe ich sie nun geküßt oder nicht? Verdammt nochmal! Mein Schädel brummt…«

Felkmann führte Morell in das fünfte Lebensjahr zurück, und der ausgewachsene Mann antwortete mit der Mimik und der kindlichen Stimme eines Fünfjährigen. Er berichtete von irgendeinem aufregenden Erlebnis im Frankfurt Zoo.

Felkmann führte in Tiefenhypnose den Geist in das erste Lebensjahr zurück. Erste, unverständliche Laute und Wörter folgten.

Dann kam der entscheidende Augenblick.

»Es ist die Stunde unmittelbar vor deiner Geburt, Frank. Was siehst du, was fühlst du…?«

Ein zufriedenes Lächeln spielte um die Lippen des erwachsenen Mannes. »Es ist so warm… so wohlig… ich fühle mich geborgen…

hier möchte ich bleiben… es ist wunderbar… wunderbar…« Dann erfolgte ein Schrei. Die Beschreibung von grellen Lauten und grellem Licht. Morell schien sich mit Händen und Füßen gegen seine Geburt zu sträuben.

Felkmann griff ein.

»Wir gehen noch weiter zurück, Frank… lange vor deiner Geburt befinden wir uns jetzt… ein Jahr vor deiner Geburt… was siehst du… was fühlst du… wo befindest du dich?«

»Weiß nicht. Dunkelheit. Leere. Stille…«

Stufe für Stufe ging Felkmann abwärts, berührte zwischendurch die Stirn des Hypnotisierten und fühlte den Puls. Der schlug ganz ruhig und gleichmäßig. Es lief bis jetzt alles normal. Und es lief weiterhin so.

Felkmann ging fünfzig und hundert Jahre zurück, zweihundert… zweihunderfünfzig…

Weiterhin Dunkelheit, Leere und Stille in Morells Bewußtsein.

Felkmann nannte das Jahr 1629, als es wie ein Ruck durch Frank Morells Körper ging.

*

Schweiß perlte auf Morells Stirn. Sein Atem flog.

»Was tun Sie?« fragte Felkmann sofort.

»Ich sitze auf einem Pferd… ich reite… ich habe es sehr eilig…« Morell sagte es auf französisch.

Auf der Stirn des Hypnotiseurs entstand eine steile Falte. »Wie heißen Sie? Wieso sprechen Sie französisch?« Felkmann beherrschte die Sprache ebenfalls.

»Je suis Calmus… Jacques Calmus…«, erklang es akzentfrei aus dem Mund des Frankfurters. »Warum ich sollten nicht sprechen Französisch?« fügte er gleich darauf radebrechend in Deutsch hinzu. »Schließlich ich bin Franzose… komme aus Paris… habe lange Voyage hinter mir…«

Kurt Felkmann und Arnold Mass wechselten einen schnellen Blick.

»Es ist alles viel klarer als damals«, wandte der Hypnotiseur sich flüsternd an den Freund aus München. »Bei der ersten Sitzung kündigte sich die Sensation schon an.«

»Und da hast du so lange gewartet, bis du das zweite Treffen durchführst?« fragte Mass verwundert.

Der Psychiater nickte. »Aus gutem Grund. In seinem Interesse. Er hat schon mal gelebt. Wir waren über diesen Punkt seiner Existenz als Calmus schon hinausgekommen. Es gab da einige interessante Ausführungen, die er allerdings nicht klar präzisieren konnte. Ich hoffe, daß das heute weitaus besser wird. Denn die größte Sensation,

Arnold, steht uns noch bevor. Er hat nämlich schon mal existiert, aber nicht als Mensch – sondern als ein anderer… als ein Dykte…«

*

Arnold Mass sah seinen Freund an, als hätte der Psychiater den Verstand verloren. »Ein Dykte? Was ist denn das? Das hab ich noch nie gehört.«

»Kann ich mir denken«, erwiderte Kurt Felkmann mit geheimnisvollem Lächeln. »Ein Dykte ist ein Mensch…«

»Und warum nennst du ihn dann Dykte?«

»Das will ich dir erklären: weil er nicht auf der Erde geboren ist. Dieser Mann, der da auf der Couch liegt, hat schon mal in einer anderen Welt gewohnt, die irgendwo in der Tiefe des Universums um eine fremde Sonne kreist, oder besser gesagt: kreiste, denn der Planet ging unter. Die Stadt, in der Morell einst lebte, hieß Tala-Mar…«

Da schlug draußen zum ersten Mal der Bernhardiner an.

*

»Was ist denn mit dem Hund los?« fragte Mass verwundert.

Cora bellte heftig. Man hörte es bis in den letzten Winkel des parkähnlichen Gartens. Sie bellte vier-, fünfmal, dann herrschte wieder Ruhe.

»Ah, das ist nichts«, winkte Felkmann ab. »Da wird mal wieder ein Eichhörnchen durch den Garten hopsen, und schon spielt sie verrückt.«

Er wandte sich wieder dem Hypnotisierten zu.

Morell keuchte.

»Wieso können Sie mich verstehen, Monsieur? Ich rede Sie doch Deutsch an?«

»Ich verstehe Deutsch sehr gut… habe einen deutschen Freund. Der ist geflohen, den suche ich jetzt auf. Es ist wichtig, er hat eine Botschaft für mich…«

Morell atmete schnell. Seine Augen bewegten sich hin und her, als beobachte er ständig seine Umgebung.

»Wer ist dieser Freund. Monsieur?«

»Johann Fürchtegott Kellermann…«

»Wer ist das?«

»Er ist verrufen als Magier und Zauberer. Er ist geflohen nach Frankreich… nach Valon… im Wald von Valon wollen wir uns treffen. Häscher sind ihm noch immer auf den Fersen… er fürchtet sich vor ihnen… hat aber Hoffnung, ihnen wieder zu entkommen… er will zurückkehren in seine Heimat?«

»In der Nähe von Frankfurt…«
»Weshalb ist er geflohen?«
»Man will ihn hinrichten. Die Zeit ist schlimm… man beschuldigt ihn, mit Hexen gemeinsame Sache zu machen… er hat behauptet, es gäbe keine Hexen, hier würden Verbrechen unter dem Deckmantel des Glaubens begangen… er selbst verhalf vielen zur Flucht… er ist ein mutiger Mann… er hat viele schwere Folterungen überstanden…«
»Woher wissen Sie von Kellermann, Monsieur Calmus?«
»Ich habe über diese wunderbaren Forschungen und Kenntnisse von Zigeunern gehört. Da habe ich mich mit ihm in Verbindung gesetzt. Ich befasse mich mit wissenschaftlichen Versuchen… ich glaube, von Kellermann einiges lernen zu können.«
»Haben Sie keine Angst vor der Begegnung?«
»Nein.«
»Aber wenn man Sie bei ihm entdeckt, wird man auch Sie hängen oder verbrennen oder zu Tode foltern, weil man der Meinung sein wird. Sie gehören zu ihm. Sie seien sein Jünger…«
»Schon möglich. Aber ich werde vorsichtig sein.«
»Was will Johann Fürchtegott Kellermann Ihnen mitteilen, Monsieur? Haben Sie eine Vorstellung davon?«
»Ich ahne etwas, ja. Er glaubt, in mir einen Mitstreiter gefunden zu haben. Ich stehe dem Zeitgeist ebenfalls entgegen. Es gibt keine Hexen! Hier wurde ein künstlicher Wahn hochgezüchtet. Man bringt Menschen zu Tode, um sich in den Besitz ihres Eigentums und ihrer Ersparnisse zu setzen. Die Richter und Häscher, die Räte, Bürgermeister und Henker werden reicher durch das unschuldig vergossene Blut der angeblichen Hexen! Es gibt sie nicht – nicht in der Form jedenfalls, wie man das von ihnen behauptet. Wenn es Hexen gibt, dann haben sie sich unter die Menschen gemischt, eine Satansbrut, die nicht von dieser Welt stammt, nicht sterblich ist. Die zu Hunderttausenden auf den Scheiterhaufen lodern aber sind keine Hexen, wären sie es, wüßten sie ein Mittel gegen das Grauen, das sie ertragen müssen.«
»Dann ist demnach ein Magier und ein Zauberer wie Kellermann einer zu sein scheint, auch kein Mensch?«
»Doch, er ist einer. Er versteht die Sprache der Sterne. Daraus bezieht er sein Wissen.«
»Was sehen Sie, Monsieur? Beschreiben Sie die Umgebung, durch die Sie reiten.«
Morell schilderte den dichten, dunklen Wald. Er benutzte einen schmalen Pfad. Es war Nacht. Das Blätterdach über ihm war so dicht, daß er das Funkeln der Sterne nicht mal wahrnahm.
»Was für einen Monat haben wir, Monsieur?«
»Es ist später August. Die Nacht ist warm.«

Morell warf plötzlich den Kopf herum. Ein überraschter Ausruf in Französisch entrann seinen Lippen.

Er streckte die Rechte aus, als wolle er jemand zurückstoßen. Sein Linke zuckte zum Gürtel, als könne er dort einen Degen oder einen Dolch herausziehen.

»Was ist los, Monsieur?«

»Ein Überfall! Wegelagerer! Sie haben mir aufgelauert, werfen mich vom Pferd... Ich erreiche meinen Dolch nicht mehr... sie durchbohren mich... aaahhh!« Er bäumte sich auf, seine Augen weiteten sich, und kalter Schweiß trat auf seine Stirn.

Totenstille.

Morells Pulsschlag beruhigte sich und wurde wieder ganz normal.

»Was sehen Sie jetzt, Calmus?«

»Dunkelheit... wunderschöne Dunkelheit... nichts... es ist nichts in ihr...«

Sein Leben als Calmus hatte ein abruptes Ende gefunden. Man hatte ihn ermordet, auf dem Weg zum Freund, der Gefahren und Entbehrungen auf sich genommen hatte, um ihm eine Botschaft zu überbringen.

Felkmann führte Morells Geist noch mal in das Leben des Jacques Calmus zurück, in die letzten furchtbaren Sekunden dieses Lebens, ehe es zu Ende ging.

»Monsieur... Monsieur... können Sie mich hören?«

»Ja«, antwortete Morell-Calmus mit erlöschender Stimme.

»Können Sie Ihre Mörder beschreiben? Wie sehen sie aus?«

»Dem einen... kann ich den Federhut vom Kopf reißen... mon dieu!... was hat er für ein schreckliches Gesicht... dieser Mund... ein Fischmaul... diese Augen... sie treten aus den Höhlen hervor... sind groß und rund... das ist kein Mensch... das ist kein Men...«

*

Dr. Felkmann führte Frank Morell durch verschiedene Stufen seines Daseins als Jacques Calmus. Einige interessante Details wurden berichtet.

Dabei kam heraus, daß Calmus auch zu einem früheren Zeitpunkt schon von Kellermann erfuhr. In seiner Erinnerung war der Begriff »Mirakel-Stern« verankert. Felkmann wollte gern mehr darüber wissen, doch Morell in seiner Rolle als Calmus wußte nichts darüber.

Der Psychiater führte Morell schließlich über seine Geburt als Jacques Calmus hinaus. Lange Zeit herrschte absolute Dunkelheit und Stille. Schließlich kündigte sich eine neue Existenz an. In schillernden Werten sprach Frank Morell als ein Mann, dessen Namen er nicht nennen konnte, von einer Welt, die unirdisch war, auf der aber

Geschöpfe lebten, die wie Menschen aussahen. Es waren die Dykten, jene fremde, geheimnisvolle Rasse, bei denen Morells Seele zum ersten Mal bewußtes Leben erfuhr.

Es war eine besondere Art von Leben. Die Rasse, der er als Dykte angehörte, stand mit den reinsten Kräften des Kosmos in Verbindung. Es gab keine Sorge der Überbevölkerung, keine Sorge um die Umweltverschmutzung keine Energie- und Ernährungsprobleme, obwohl die Dykten eine sehr alte Rasse waren. Sie hatten gelernt, ihren Organismus den Urkräften des Kosmos anzupassen und daraus Kraft und Energie zu schöpfen. Diese Tatsache machte ihre Kenntnisse und ihre Fähigkeiten aus Menschensicht zu etwas Gottähnlichem. Die Dykten waren eine Superrasse, die mit dem reinsten Geist des Universums erfüllt war und daraus ihre Kräfte bezog, wie eine Pflanze aus Licht, Luft und Wasser ihre Kräfte bezieht.

Die Dykten lebten von kosmobiologischen Kraftströmen. Diese Fähigkeit, Energie aus dem All zu nehmen, aus der alle Materie sich entwickelte und alles Leben entstand, bewies die hochstehende Entwicklung dieses Volkes.

Morell sprach in seiner Eigenschaft als Dykte oft mit Worten, unter denen sich keiner der Anwesenden etwas vorstellen konnte.

In der Sprache, die er als Frank Morell sprach, gab er jedoch eine sehr genaue Beschreibung der Straßen, Häuser und Gärten, der Dykten, die in und um Tala-Mar wohnten. Felkmann und Mass, der vor Erregung seine Unterlippe aufgebissen hatte, konnten sich vorstellen, wie Dykten sich durch Gedankenkraft vom Boden erhoben, wie sie nicht nur ihren Geist, sondern auch ihren Körper vollkommen beherrschten.

Die beiden Männer erfuhren durch Morell auch von dem Kristall. Das Universum und die Planeten sollten aus einem gigantischen Kristall entstanden sein. Diese ungeheuerliche Mitteilung wußte Morell nur dadurch zu unterstützen, daß das Volk, dem er als Dykte angehörte den Kristall, der Licht und Energie in sich vereinte, als ewiges Symbol auf dem Herzen trug.

Morell lebte als Dykte in der Endzeit einer Welt, die von einem unerklärlichen. Untergang bedroht war. Die Dykten ahnten ihr Schicksal – und sie schienen noch mehr zu wissen, als Felkmann und Mass durch die Mitteilungen Morells annehmen konnten.

Danach hielten sie es für wichtig, daß einer von ihnen auf einer dyktenähnlichen Welt wiedergeboren werden sollte, um zu einem bestimmten Zeitpunkt sich daran zu erinnern, was er einst gewesen war. Diese Erinnerung würde wichtig sein, weil die Kräfte, die den lebenswichtigen kosmobiologischen Strom für die Dykten abschnitt, das ganze Universum erfüllten, weil sie auch andere Welten heimsuchen würden.

Zu dem großen freien Geist, dem die Dykten stets dienten, war ein schlimmer, lebensfeindlicher Gegenpol entstanden, von dem noch niemand wußte, aus welchem Winkel des Kosmos er kam oder aus welch anderen, unbekannten Räumen er eingedrungen war.

»Der Stern…« murmelte Morell schwach, und sein Gesicht wirkte bleich und transparent. »Der Stern birgt das Geheimnis. Der Kristall des Wunders kann nie vergehen.«

Felkmann führte den Dykten, der sich seines wahren Namens nicht erinnerte, zu jenem Punkt, da die Erinnerung und der Geist in dieser Existenz für ihn erloschen.

Es war kein Tod, es war ein Übergleiten in eine Ruhephase, die einem unendlich langen Schlaf glich. Er geschah nicht abrupt. Alles wies darauf hin, daß der junge Dykte auf diesen Übergang vorbereitet war.

Ein magisches Ritual spielte sich ab. Die Seele und der Geist wurden dem Universum anvertraut. Vor dem vermutlichen Chaos, in das jene Welt gestürzt wurde, auf der einst die Stadt Tala-Mar existierte, wurden Seele und Geist des Dykten gerettet. Ein Magier in einer anderen Zeit und einem anderen Raum, der in den Sternen lesen konnte und die Zeichen im All zu deuten verstand sollte eingeweiht werden. Mit dem Geist und der Seele des auserwählten Dykten wurde ein Teil des geheimnisvollen Kristalls, durch den seine alten Kräfte wiedergeweckt werden sollten, mit in die geistige Ebene des Kosmos geschickt und durch telekinetische Kräfte von jenem Magier empfangen, der mit dem Geist der Dykten verbunden war.

Weitere Erkenntnisse ließen sich zunächst nicht machen. Felkmann mußte den Hypnoseversuch abbrechen, da die körperlichen Abläufe Morells Unregelmäßigkeiten zeigten. Herzschlag und Kreislauf stimmten nicht mehr. Die Atmung war nur sehr flach.

Der Psychiater gönnte dem Hypnotisierten noch einen kurzen Tiefschlaf, in dem Morell sich sichtlich erholte. Dann zählte er bis drei, und Frank Morell war wieder bei vollem Bewußtsein.

Erstaunt blickte er auf Mass.

»Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, Herr Morell… mehrere, um es genau zu sagen. Ich habe für diese Sitzung einen Freund hinzugezogen, weil ich guten Grund hatte anzunehmen, daß wir diesmal vielleicht einen ganz entscheidenden Schritt in die tiefste Tiefe Ihres Bewußtseins tun würden. Da fürchtete ich, daß es eventuell zu Zwischenfällen kommen könnte. Mein Freund Arnold Mass ist ebenfalls Spezialist auf dem Gebiet das ich betreibe und…«

Weiter kam er nicht.

Hinter dem Haus erscholl ein klägliches Wimmern und herzzerreißendes Jaulen.

Die Bernhardinerhündin!

Ihr langgezogenes Heulen klang so schrecklich, daß es den Männern eiskalt über den Rücken lief.

Felkmann sprang auf. »Was ist denn da los?« fragte er erschrocken und lief zur Tür. Morell war ebenfalls sofort auf den Beinen. Nichts mehr von der Schwäche, die ihn vorhin noch kennzeichnete, war ihm anzusehen.

Dr. Felkmann lief durch den Korridor und griff im Vorbeilaufen nach der Schrotflinte, die in einer Nische zwischen zwei hohen Fenstern hing, er lud sie durch und eilte in den Park. Das schaurige Heulen war verebbt.

Doch Felkmann wußte genau, von welcher Seite des Parks es gekommen war:

Von der rückwärtigen Terrasse her!

Er schaltete sämtliche Lichter draußen ein. Die Terrasse und das ganze Haus waren taghell ausgeleuchtet.

»Hallo, ist dort jemand?!« Der Psychiater rief laut in den nächtlichen Garten.

Seine Stimme kehrte als Echo zurück.

Rundum war nichts zu sehen.

Felkmann eilte zwischen Buchen und Eichen weiter in den Park. Morell befand sich nur einen Schritt hinter ihm.

Hinter einer massigen Eiche sahen sie das zuckende Tier liegen.

Mass erreichte ebenfalls die Terrasse und wollte in den Park hinaus, als er aus den Augenwinkeln eine schattengleiche Bewegung registrierte.

Jemand huschte von der anderen Seite der Terrasse in das Haus.

Mass' Augen wurden schmal. Er hielt den Atem an und lief auf Zehenspitzen in den Korridor zurück, um sich zu vergewissern, ob er sich auch nicht getäuscht hatte und ob wirklich jemand den Aufbruch benutzte, um heimlich in das Haus einzudringen…

*

Das Tier lag zuckend am Boden und konnte sich nicht mehr erheben.

Cora hing die Zunge aus dem Maul, und um die herabhängenden Lefzen flockte Schaum.

Die Hündin hechelte, ihr Atem kam stoßweise. Sie verdrehte die Augen.

Felkmann tätschelte das Tier, ließ den Blick schweifen und konnte nichts Verdächtiges entdecken.

»Hat sie Gift gefressen?« fragte Morell.

»Ich weiß es nicht. Eigentlich aber schlecht vorstellbar. Wer soll hier etwas reingeworfen haben? Nein, das war etwas anderes…«

»Was?«

»Keine Ahnung. Komm, steh auf!« forderte er die Hündin auf. Doch das Tier atmete nur schwer und keuchte, als leide es unter einem schweren Erstickungsanfall.

Felkmann untersuchte das Maul der Hündin, aber da steckte nichts in ihrer Kehle.

Die großen Augen blickten ihn starr und angsterfüllt an, als fürchte sich das Tier vor einer namenlosen Gefahr, die unsichtbar vorhanden war und die sie mit ihren abgestumpften Sinnen nicht wahrnahmen.

»Ich kann das Jaulen nicht vergessen… so wimmert nur ein Hund, der heftig geschlagen oder dem großer Schmerz zugefügt wird. Ich kann keine äußere Verletzung feststellen und…«

Da war der Krach im Haus.

Dumpfe Schläge. Ein unterdrückter Aufschrei. Glas splitterte.

»Mass!« entfuhr es Felkmann.

Frank Morell rannte schon los. Dicht hintereinander liefen sie über die Terrasse hinweg und eilten den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Im Behandlungsraum schien ein Orkan gewütet zu haben.

Mass lag wimmernd am Boden und war halb bewußtlos.

Ein Stuhl hatte nur noch zwei Beine. Die Tür zum Nachbarzimmer stand weit offen. Ebenfalls das Fenster, dort, was seitlich zum Haus mündete.

Eine große Bodenvase neben der Tür war umgekippt und zersplittert.

Es war ein wertvolles Stück. Dr. Felkmann wurde weiß wie ein Leichentuch.

Aber noch mehr war zerstört, und der Verlust schmerzte ihn nicht minder hart.

Die Tonbandanlage war von rauher Hand zu Boden geworfen und die aufgelegte Spule aus dem Wickelkern gerissen worden. Diese Spule fehlte und eine weitere, die in einem Regal oberhalb die Anlage aufbewahrt wurde. Nur die eine war noch weg. Und das war kein Zufall wie das alles hier kein Zufall war. Die Spule mit der Aufschrift ›Aufzeichnungen F. Morell‹ war verschwunden.

»Was ist passiert, Arnold?« fragte Dr. Felkmann mit belegter Stimme, während er neben dem Freund in die Knie ging und ihm behilflich war, den Kopf aufzurichten.

Morell kehrte aus dem Nachbarraum zurück.

»Alles ruhig. Der Kerl ist längst über alle Berge. Er hat uns ganz schön an der Nase herumgeführt.«

»Er sah furchtbar aus«, stöhnte Mass. »Ich sah ihn hier ’reinschleichen und blieb ihm auf den Fersen. Ich habe mir eine von deinen Knarren von der Wand genommen. Damit habe ich ihn

bedroht. Aber er hat sie mir aus der Hand gerissen und mich zu Boden geschlagen. Es kam ihm darauf an, die Tonbandspulen an sich zu nehmen. Dann ist er verschwunden. Er hat eine abstoßende Maske aufgehabt. Herr Morell hat uns vorhin in Tiefenhypnose ein gleiches Antlitz geschildert… grau. Fischmaul, hervorquellende, starre Augen… das war er…«

»Ich verstehe nicht«, murmelte Frank.

»Aber ich glaube, ich fange an zu verstehen, Herr Morell.« Dr. Felkmann atmete tief durch. Gemeinsam halfen sie Arnold Mass auf die Beine. Dann blickte der freipraktizierenden Psychiater den jungen Mann aus Frankfurt ernst an. »Ich will Ihnen eine Eröffnung machen, Herr Morell. Es ist an der Zeit, daß wir darüber sprechen. Es geht um Ihre Träume und um das Phänomen ihrer beiden ersten Leben. Ja, Sie haben richtig gehört. Es sind zwei Leben, die Sie hinter sich haben.

Ihr Dasein ist ein Mirakel und Sie selbst sind wie ein Mirakel. Ihre Seele und Ihr Geist stammen nicht von dieser Erde. Und doch sind Sie ein Mensch. In Ihrer zweiten Existenz als Jacques Calmus hofften Sie einen Magier zu treffen, der aus dieser Gegend hier stammt, und der die weite Reise nach Frankreich gemacht hatte, um Ihnen eine wichtige Botschaft zu übermitteln. Doch es kam nie zu dem Treffen zwischen Jacques Calmus und Johann Fürchtegott Kellermann.

Jacques Calmus wurde von Räubern überfallen und ermordet. Einen der Schergen konnten Sie beschreiben. Der gleiche Mann der Ihnen als Jacques Calmus 1629 den Todesstoß versetzte – ist nun wieder hier. Oder zumindest einer jener Sippe, die zu der Kosmischen Gefahr gehört, zu jener widernatürlichen ›Macht des reinen Geistes‹, wie Sie es bezeichnet haben. Ein Geist? Ein Dämon? Ich weiß es nicht.

Ich weiß nur eins, Herr Morell: die Anschläge auf Ihr Leben sind kein Schicksal. Die merkwürdigen Unfälle sind geplant. Johann Fürchtegott Kellermann war der Kenner einer Botschaft, die Sie betraf. Durch Ihren Tod als Calmus kamen Sie nicht an das Geheimnis heran, und Ihre Seele mußte abermals eine Warteposition einnehmen, ehe sie in einem Körper wiedergeboren werden konnte. Kellermann trug eine große Verantwortung. Sie sahen ihn in Ihren Träumen. Es war die Rede von Valon. Aber Valon war längst passe.

Kellermann kehrte nach Deutschland zurück. Hier wurde er wegen Zauberei angeklagt und zum Tode verurteilt. Durch Zufall stieß ich in einem Buch über Hexen- und Zaubererprozesse auf seinen Namen. Kellermann starb am 3. Mai 1632. Hier im Taunus, nur wenige Kilometer von der Saalburg entfernt auf einem bewaldeten Hügel. Der zum Tod Verurteilte verlangte ausdrücklich, dort zu sterben. Ich glaube… aus gutem Grund. Das Geheimnis, das er mit ins Grab nahm – geht Sie noch heute an, Morell. Und es ist kein Zufall, daß die Botschaft, die Ihnen zusteht, durch Angriffe seltsamer Wesen, die

Fahrzeuge steuern und sich dann in Luft auflösen, die Sie hierher verfolgen und beobachten, die meinen Hund fast zu Tode erschrecken und eiskalt hier eindringen, um Unterlagen zu stehlen… daß diese Botschaft noch immer auf Sie wartet. Hier im Taunus, in der Nähe von Bad Homburg – vielleicht auf einem bewaldeten Hügel, auf dem Kellermann starb…«

*

»Das Warten hat sich gelohnt, Wittert«, sagte Klaus Harder. »Da kommt er.«

Mit ›er‹ war Peter Kröger gemeint. Der junge Mann mit den langen, ungepflegten Haaren dem nicht minder ungepflegten Vollbart, verließ gegen neun Uhr seine Wohnung.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand der dunkle Wagen, in dem die beiden Beamten saßen. Harder hatte seit vierundzwanzig Stunden kein Auge zugetan. Die mysteriösen Vorfälle hatten ihn herausgefordert. Hier gab es etwas, daß er nicht verstand, das er aber verstehen mußte, wollte er die Mordfälle plausibel erklären.

In einem wahren Marathonverhör hatte Harder an einem Tag sämtliche Freunde, Bekannten und die Eltern der verschwundenden Liane Martens vernommen. Dabei hatte sich eines herauskristallisiert: Liane Martens war ein ungewöhnlicheres Mädchen, als offenbar allgemein bekannt war. Sie interessierte sich für Schwarze Messen und hatte vor über einem Jahr an einem Treffen auf der Insel Man teilgenommen, wo sich eine sektiererische Gruppe traf, die eine ähnliche Bewegung wie seinerzeit die Hippie-Bewegung ins Leben rufen wollte.

Ihr ständiger Begleiter war der Frankfurter Peter Kröger gewesen, der ein nicht ganz unbeschriebenes Blatt in der Kartei der hiesigen Polizei war. Kröger war verschiedene Male durch Raufereien und Schlägereien aufgefallen, und es war eigentlich verwunderlich, daß ein Mädchen wie Liane Martens sich mit einem solchen Kerl, der äußerlich überhaupt nicht zu ihr paßte, abgab.

Harder hatte an diesem Tag auch ein eingehendes Gespräch mit Kröger geführt. Die Art und Weise, wie der Bursche seine Fragen beantwortete, hatte dem Kommissar überhaupt nicht gefallen.

Er wurde das Gefühl nicht los, daß Kröger mehr wußte, als er zugab, und daß das Verschwinden seiner Freundin ihn weniger berührte, als man allgemein annehmen mochte. Aber so eine richtige Freundschaft schien das auch gar nicht gewesen zu sein, glaubte Klaus Harder herausgefunden zu haben. Zwischen diesem Kröger und Liane Martens schien so etwas wie eine Verschwörung bestanden zu haben. Menschen, die durch gleiche Interessen aneinandergekettet waren und

sich nicht voneinander lösen konnten.

Ein Geheimnis umgab das Leben der jungen Verkäuferin. Ein Schleier des Geheimnisses lag auch über ihrem Verschwinden aus dieser Welt.

Kröger stieg in einen olivgrünen VW und startete.

Als der Wagen sich an der Straßenecke befand, ließ Wittert erst den Motor des Dienstfahrzeugs anspringen.

Der Assistent fuhr immer so, daß sich ein fremdes Fahrzeug zwischen ihnen befand, so daß dem Vorausfahrenden nicht direkt auffiel, daß er verfolgt wurde.

»Was versprechen Sie sich eigentlich von dieser nächtlichen Fahrt, Kommissar?« Wittert war immer noch nicht ganz klar, was Harder herauszufinden hoffte.

»Sie werden sich wundern, Wittert: ich weiß es selbst noch nicht genau. Aber ich werde das Gefühl nicht los, daß es wichtig ist, heute nacht aufzupassen, welche Wege Kröger geht. Margarete Tessner befindet sich unter Bewachung, und wir werden über jede Veränderung der Lage von unserem Kollegen sofort informiert. Ich hätte die Angelegenheit zwar gern selbst in die Hand genommen, aber die Fähigkeit, an zwei Orten gleichzeitig zu sein, habe ich leider noch nicht entwickelt.«

Die Fahrt nahm gut zwanzig Minuten in Anspruch. Kröger fuhr Richtung Friedberg. Auf der neuen B 43 bog er dann nach links ab und benützte einen schmalen Pfad, der in ein Waldstück führte. Geistesgegenwärtig sah Wittert einen nach links abzweigenden Weg, fuhr noch etwa fünfzig Meter weiter, hielt und löschte die Scheinwerfer.

»Was will er denn hier?« wunderte Harders Begleiter sich. »Dreihundert Meter weiter ist der Pfad zu Ende. Dann kommt ein riesiger Schutthaufen. Davor aber steht noch ein baufälliges altes Haus. Vor Jahren war das hier mal ein Ausflugslokal, als die Straße noch anders verlief. Dann hat man eine Diskothek daraus gemacht. War aber auch nicht sehr erfolgreich. Daraufhin hat der Besitzer den Laden aufgegeben. Seitdem vergammelt das Anwesen.«

Harder und Wittert stiegen fast gleichzeitig aus.

»Demnach ist also nicht anzunehmen, daß Kröger vom Bierdurst hierher getrieben wird, Wittert. Was will er in diesem alten Schuppen?«

Wie zwei Schatten bewegten sich die beiden Beamten zwischen den Bäumen entlang und erreichten das alte Fachwerkhaus mit dem roten Ziegeldach. Die Witterung zeigte bereits ihre Spuren an der verblaßten Fassade. Die Fensterscheiben waren alle eingeworfen, die Tür hing windschief in den Angeln, das ehemalige Ausflugslokal war von einem Bretterzaun umgeben, in dem ein breites Tor von zwei

Drähten zusammengehalten wurde.

Harder und Wittert sahen, wie Kröger die ausgetretenen Sandsteintreppen hochlief und die nur angelehnte Tür aufdrückte.

Die beiden Beamten huschten in den Hof, der mit Unrat und Steinen aller Art, mit Bauholz und alten Konservendosen überladen war. Überall wuchs Unkraut. Es stand zum Teil kniehoch.

Die beiden Männer verschwanden in dem alten Haus.

Kröger schien von seinen Verfolgern noch nicht das geringste bemerkt zu haben.

Im Flur standen alte Schränke und Kommoden, die mit Mutwillen zusammengeschlagen waren. Irgendwelche Rabauken schienen hier von Zeit zu Zeit eingedrungen zu sein. Was Wind, Regen und Sonne nicht schafften, vollbrachte Menschenhand. Es war in das Treppengeländer gehackt. Bergeweise lagen Glasscherben herum, als hätte hier eine Olympiade im Flaschenwerfen gegen die Wand stattgefunden.

Über dem Eingang in das ehemalige Lokal hing ein zertrümmertes Cola-Schild.

Unter ihnen quietschte eine Tür.

»Er ist im Keller«, flüsterte Harder. »Ich steige ihm nach. Bleiben Sie hinter mir, Wittert! Wenn irgend etwas ist, verlaß ich mich ganz auf Sie. Kröger braucht Sie nicht gleich zu sehen.«

Wortlos nickte der Angesprochene.

Harder ging voran. Vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen. Die ersten fünf Stufen sah er noch. Das Mondlicht, das fahl durch eine zertrümmerte Fensterscheibe fiel, schuf eine gespenstische, fade Dämmerung.

Die Treppe hatte siebzehn Stufen. Der Boden unten bestand aus rauhem Beton.

Schwacher Lichtschein flackerte in der Dunkelheit, als würden dort vorn, hinter dem gewölbeähnlichen Gang, Kerzen angezündet.

Auf Zehenspitzen schlich Harder an der Wand entlang. Leise löste er den Dienstrevolver in der Halfter und nahm ihn in die Rechte, um gegen alle Eventualitäten gewappnet zu sein.

Modergeruch… Feuchte Kellerluft…

Es raschelte und piepte. Mäuse und Ratten mußte es hier unten massenhaft geben. Aber Harder sah keine. Er erreichte einen Mauervorsprung und von dort aus konnte er in einen Kellerraum sehen, der einigermaßen aufgeräumt war.

Am Ende des Raums befand sich ein primitiver Altar. Die kahlen Wände waren mit bunten Fabelgestalten übersät. Seltsame grüne Wesen mit Schlangenköpfen, gezackten Rückenpanzern, Geschöpfe, halb Tier halb Mensch. Echsen mit überdimensionalen Fischköpfen und andere schreckliche Fratzen und Götzenbilder verunzierten die

Wände.

In dem kleinen Kellerraum gab es keinen Stuhl und keine Bank. Die geheimen Versammlungen, die hier stattzufinden schienen, wurden offensichtlich im Stehen abgehalten, und es konnten auch nur wenige Menschen daran teilnehmen. Für mehr als zwanzig Personen reichte der vorhandene Platz nicht aus.

Kröger wandte dem Kommissar den Rücken zu.

Der junge Mann entzündete die beiden letzten Kerzen an dem Fünferständer und nahm den Kerzenständer dann in die Hände, um ihn von der Mitte des primitiven Altars auf die linke Seite hinüberzubringen.

Das flackernde Licht vertrieb die Dunkelheit aus der Ecke, und Harder sah, daß dort etwas stand. Ein alter, hochlehniger Korbstuhl. Der war nicht leer.

Jemand saß darin.

Eine mumifizierte Leiche!

*

Der Atem stockte dem Kommissar, als er noch mehr sah.

In der mumifizierten Leiche steckten mehrere kleine Messer mit grünem Jadegriff!

»Kommen Sie nur näher. Kommissar«, sagte Kröger da unvermittelt und machte eine leichte Drehung nach rechts. »Ich habe fest damit gerechnet, daß Sie mir auf den Fersen bleiben.«

Harder versetzten die Worte einen Stich ins Herz.

Er trat aus dem schützenden Schatten in die Mitte des rätselhaften Kellers. Wittert blieb hinter ihm zurück. Daß Harder einen Begleiter mitgebracht hatte, schien Kröger entgangen zu sein.

Ein triumphierendes, unangenehmes Lächeln spielte um die Lippen des jungen Mannes.

»Was ist das hier?« fragte Harder mit fester Stimme. Er hielt die Waffe noch immer in der Hand und hatte sie sogar entsichert. Mit der Waffe deutete er auf die ausgedörrte Leiche im Korbstuhl.

»Das ist Marina Levank«, sagte Kröger einfach.

Harder fuhr zusammen. Marina Levank! Die Prostituierte war im Sommer vor zwei Jahren das letzte Mal in einer Bar im Frankfurter Bahnhofsviertel gesehen worden. Ihr Zuhälter geriet in den Verdacht, sie umgebracht zu haben, doch konnte dieser Verdacht nicht aufrecht erhalten werden. Der Mann hatte für die vermutliche Tatzeit ein hieb- und stichfestes Alibi. Und da auch die Leiche der Levank nie gefunden wurde, war ihm schon gar nichts nachzuweisen. Den verlassenen Wagen der Verschwundenen fand man auf einem Autobahnparkplatz in der Nähe von Karlsruhe.

»Was habt ihr mit der Levank zu tun?« Unwillkürlich benützte er die Mehrzahl, als sei ihm völlig klar, daß Kröger das Verbrechen nicht allein begangen hätte.

»Wir haben sie angehalten. Liane und ich. Sie kam aus Richtung Bad Vilbel und hatte offenbar einen Hausbesuch gemacht. Für diese Nacht hatten wir es uns fest vorgenommen!«

»Was hattet ihr euch fest vorgenommen?«

»Einen Menschen zu töten. Genau nach Vorschrift des Rituals.«

»Welchen Rituals, Kröger?«

»Liane hatte Urlaub auf der Insel Man gemacht und war dort mit ein paar Leuten in Kontakt gekommen, die sich mit alten Religionen und Ritualen befaßten. Haben Sie schon mal etwas von Molochos gehört?«

»Nein.«

»Er ist einer der Mächtigsten, dem die Geister und Dämonen zu Füßen liegen. Wem es gelingt, Molochos zu beschwören, der verfügt über eine Macht, die ihn allen anderen überlegen sein läßt. Liane und ich lernten uns auf Man kennen. Verrückt, nicht wahr? Hier in Frankfurt waren wir uns nie vorher begegnet. Auf Man aber waren wir von nun an Tag und Nacht zusammen.

Liane war wie verzaubert von dem Gedanken, mit Hilfe dämonischer Kräfte ihr Leben zu verschönern, zu verändern. Wir hielten engen Kontakt zu der Gruppe, die Interessenten suchte, um die alten Kräfte wiederzuerwecken. Sie machte Versuche und es gelang. Sie hatte stets mehr Geld, als sie ausgeben konnte, sie leistete sich Schmuck und andere schöne Dinge, von denen sonst Mädchen ihres Alters nur zu träumen wagten.

Die Versuche waren ein voller Erfolg. Mit Hilfe eines Beschwörungsrituals aber konnte man noch viel mehr unternehmen. Man mußte sich und sein Leben Molochos verschreiben. Liane war dazu bereit. Ich ebenfalls. Das Ganze machte uns ungeheuren Spaß. Wir gelangten in den Besitz einer Kopie einer Buchseite, von der ich nicht weiß, aus welchem Buch sie stammt. Der Titel wurde uns nie bekannt. Das interessierte uns auch nicht weiter.

Interessant wurde für uns beide nur eines: Was alles mußten wir unternehmen, um magische Kräfte zu erhalten, um in die Welt der Geister einzudringen und jederzeit ihre Hilfe und ihren Beistand zu erflehen? Um wirklich das schaffen zu können, bedurfte es eines Menschenopfers.

Liane wurden dreizehn gleichaussehende kleine Messer mit Jadegriff überlassen. Genau nach Vorschrift sollten die Messer in den Leib einer Leiche eingesetzt werden wie Akupunkturnadeln. Zuerst suchten wir nach unserer Rückkehr einen Opferplatz. Den fanden wir hier in dem baufälligen Lokal. Hier würde uns kein Mensch stören.

Wir winkten am Straßenrand den Autofahrern zu. Jeder würde uns für Anhalter halten. Marina Levank stoppte, denn sie fuhr Richtung Frankfurt. Aber, dort kam sie nie an. Wir überwältigten sie und schafften sie hierher. Hier brachten wir sie um, genau nach der Vorschrift des Rituals…«

Harder fror. Er hatte schon viel erlebt, viele Verhöre durchgeführt und Dinge gehört die man nicht für möglich hielt.

Aber hier graute selbst ihm.

Kröger erzählte mit einer Arroganz und einer Kaltschnäuzigkeit über ein verabscheuungswürdiges Verbrechen, als handle es sich dabei um die natürlichste Sache der Welt.

Dieser junge Mensch da vor ihm hatte kein Gefühl und keine Seele mehr.

Unbeirrt fuhr Kröger fort: »Der Rest ist schnell erzählt, Kommissar. Wir setzten die Molochos' geweihten Messer an die entsprechenden Stellen und Molochos erhörte uns. Sehen Sie hier…« Mit diesen Worten hielt Kröger den Kerzenständer näher an die Leiche. Harder sah die Messer im Leib der Mumie. Eines steckte mitten in der Stirn eines auf der Höhe des Herzens, zwei andere genau auf den Handrücken, die anderen wiederum waren auf Beinen, dem Rücken und in den Seiten.

Er zählte genau elf Messer. Zwei fehlten!

Die Messer, die Gert Kassner und Elisabeth Gesan den Tod brachten.

Er wollte etwas sagen, aber kein Laut kam über seine Lippen.

»Da bleibt Ihnen die Spucke weg, wie?« fragte Kröger grinsend. Er hatte für die Waffe, die Harder in der Rechten hielt, nur ein müdes Lächeln übrig. »Es ist alles ganz einfach, wenn man weiß, wie es zusammenhängt. Nachdem Marina Levank geopfert war, fuhren wir mit ihrem Wagen bis nach Karlsruhe, stellten ihn auf einem Autobahnparkplatz ab, fuhren per Anhalter bis zum Hauptbahnhof und kehrten in der gleichen Nacht noch mit dem Zug nach Frankfurt zurück. Das ist der eine Teil der Geschichte. Der andere Teil ist der, daß man natürlich etwas tun muß, um sich die Zuneigung der Geister zu erhalten, die Molochos unterstehen. Wer bereit ist, ein Menschenopfer zu bringen, der wird auch jeden anderen geforderten Schritt unternehmen. An Liane erging der Ruf im Unsichtbaren tätig zu werden, und sie nahm diesen Ruf an.«

»Sie ist demnach verantwortlich für den Tod an den beiden anderen Leuten?«

»Ja, natürlich. Was haben Sie denn gedacht? Und sie wird auch am Tod des dritten schuldig sein. Schuldig… das ist so ein Wort. Sie erfüllt ihre Pflicht, verstehen Sie?«

»Nein, verstehe ich nicht. Wer soll der Dritte sein? Frau Tessner?«

»Kenne ich nicht. Möglich, daß auch sie noch drankommt. Als nächstes aber sind Sie an der Reihe, Kommissar. Ja, da brauchen Sie gar nicht so kariert zu schauen. Denken Sie, ich bin zu meinem Vergnügen heute abend noch hierher gefahren. Ich wollte, daß Sie mich beobachten. Sie wissen nun eine ganze Menge über unser nettes Spiel – und das wird auch so bleiben. Keiner soll darüber etwas erfahren. Liane wird das Spiel beenden!«

Harder wollte dazu noch etwas sagen. Doch seine Worte blieben ihm wie ein Kloß im Hals stecken.

Mitten vor dem Altar war plötzlich eine Bewegung zu sehen. Aus dem Nichts heraus formte sich eine Gestalt, als käme sie durch die Wand.

Liane Martens! Sie stand leibhaftig vor ihm, sie lächelte schön und verführerisch, und ihre Lippen schimmerten. Wortlos ging die Vermißte an Kröger vorbei, der sie mit leuchtenden Augen ansah.

Liane Martens näherte sich dem ausgetrockneten Leib Marina Levanks, nahm eines der kleinen Messer aus dem Handrücken der Leiche und drehte sich langsam wieder um.

Sie ging auf Harder zu. Der Kommissar hob langsam die Waffe an.

»Tut mir leid Kommissar«, sagte Liane Martens mit verführerischer Stimme. »Eigentlich waren Sie gar nicht vorgesehen…«

»Vorgesehen, wozu…«

»Um uns zu unterstützen. Auf dem Seelenschiff, Kommissar. Molochos hat es geschickt. Er braucht uns Menschen, um für einen, der ihm gefährlich werden könnte, die tödliche Falle zu bereiten. Sie werden sterben! Ihre sterbliche Hülle wird hier zurückbleiben. Man wird Sie finden, wohin Peter Sie bringt. Man wird feststellen, daß Sie gestorben sind wie die anderen. Durch Selbstmord. Ihre Seele wird jedoch nicht den Weg gehen, den sie normalerweise gehen würde. Die in Blut getränkten Messer Molochos' verhindern das. Sie werden auf dem weißen Schiff ankommen. Ihre Seele wird Molochos dienen, um einen Mann ins Verderben zu schicken, der nicht merken wird, daß wir keine Sterblichen mehr sind, daß unsere unsterblichen Seelen dem großen Gott Molochos dienen…«

Eine Verrückte!

Sie redete völlig unsinniges Zeug – und reichte ihm mit zarter Hand und sanftem Augenaufschlag das tödliche Messer.

»Schneiden Sie sich die Pulsadern auf, Kommissar…«

Wie ein süßes Gift strömten die Gedanken in sein Bewußtsein. Der fremde Wille würgte jede eigene freie Entscheidungsmöglichkeit ab, jeden eigenen Widerstand.

Harder ließ die Waffe fallen. Klirrend fiel sie auf den grauen, rauhen Betonboden.

Der Kommissar nahm das Messer und setzte es an.

»Nicht, Kommissar!« brüllte Wittert da, und mit einem Sprung jagte er aus dem Dunkel, als er sah, daß Harder mit der rasiermesserscharfen Schneide die Pulsader seiner linken Hand öffnete.

Das Blut schoß hervor.

Der Blick aus Liane Martens Augen traf den Assistenten des Kommissars voll. Wittert, der Zeuge des gespenstischen Vorgangs geworden war, ließ sich auf gar nichts ein.

Er drückte kurz entschlossen ab. Die beiden Schüsse, die er abgab, klangen wie einer, so dicht aufeinander erfolgten sie.

Die Kugeln durchschlugen den substanzlosen Körper der Geistererscheinung und klatschten hart ins Mauerwerk des primitiven Altars.

»Narr!« brüllte Kröger. Er warf sich im gleichen Augenblick nach vorn, als der feinstoffliche Leib der Liane Martens sich lachend auflöste.

Krosser riß den Kerzenhalter empor, um den schweren Bronzefuß auf den Kopf des Assistenten niedersausen zu lassen.

Wittert richtete die Waffe auf ihn. In diesen Sekunden, wo alles drunter und drüber ging und keines der Ereignisse eine vernünftige Erklärung für sich in Anspruch nehmen konnte. Das gespenstische Verhalten der schemenhaften Liane Martens war ebenso ungeheuerlich wie das absurde Verhalten eines Mannes, von dem er wußte, daß er mit beiden Beinen fest im Leben stand. Kommissar Harder schien den Verstand verloren zu haben. Alles Zurufen nutzte nichts. Er schien besessen von dem Gedanken, sich selbst zu töten.

Wittert drückte ab. Das Projektil bohrte sich in Krögers Brust, der die Arme hochriß. In die Augen des Getroffenen trat ein ungläubiger Ausdruck Kröger wankte. Er fiel der ausgetrockneten Leiche in die Arme. Es knirschte, wie wenn jemand einen Sack ausgetrockneter Fische auf dem Fußboden ausschüttet.

Kröger rutschte in sich zusammen. Die mumifizierte Leiche ebenfalls. Die wie Pergament über die braunen Knochen gespannte Haut fing an zu knistern, und Funken sprühten darüber hinweg, als die Kerzenflammen daran leckten. Marina Levank wurde zur lodernden Fackel.

Wittert hatte Mühe, seinem Kommissar das tödliche Messer zu entwinden. Harder kniete mit starrem Blick auf dem Boden. Das Blut schoß stoßweise aus der Wunde, die er sich beigebracht hatte.

Er atmete flach und schnell, sein Puls wurde immer schwächer.

Harder wankte. Er bewegte die Lippen. Seine Stimme war wie ein Hauch.

»… das Schiff… ich sehe es… ich komme, Freunde… ich gehöre zu euch… welch wunderbare, milde Luft fächelt meine Stirn…«

»Sie sind hier, Kommissar. In einem Keller!« Wittert lief der Schweiß von der Stirn. Harders Blutverlust war beachtlich. Schnellstmöglich mußte etwas geschehen, sonst starb Harder ihm unter den Händen.

Der Assistent riß das schmutziggraue Leintuch von dem grobgemauerten Altar. Aus dem brüchigen Stoff riß er eine lange, schmale Bahn, die er um Harders Handgelenk zerrte und mit einem straffen Knoten sicherte. Dann schnappte er sich den in Agonie befindlichen Kommissar, warf ihn kurzerhand über die Schulter und wankte nach draußen.

Rauch und Qualm brachten ihn zum Husten.

Nicht mehr nur der ausgedörrte Leib Marina Levanks brannte. Jetzt brannte auch der Korbstuhl, die Holzstapel in der Ecke, der tote Peter Kröger.

Wittert taumelte die steilen Treppenstufen hinauf und lief in den Hof zu dem Wagen, der weit entfernt in der Dunkelheit zwischen den Bäumen stand. Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, ehe er den lebensgefährlich Verletzten auf den Hintersitz plazieren und losfahren konnte.

Zum Glück lag das Unfallkrankenhaus nicht weit. Von der B 43 aus führte direkt eine Abfahrt auf das Gelände der Klinik.

Die Ärzte dort konnten sich um Harder sofort kümmern. Die Bluttransfusion lief.

Wittert lief draußen in dem langen Korridor auf und ab und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Kam die Rettung noch rechtzeitig?

Ja!

Eine halbe Stunde später hatte er Gewißheit. An der Schwelle des Todes hatten die Ärzte es doch noch mal geschafft.

Harder würde durchkommen…

Er war bereits wieder bei Bewußtsein, als Albert Wittert an sein Bett trat und lächelte dankbar und müde.

»Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Wittert… Ohne Sie wäre ich jetzt drüben.«

Wittert lächelte.

»Ich meine es so, wie ich sage, Wittert. Meine Seele war schon drüben, aber sie haben mich nochmal zurückgeholt. Ich habe das weiße Schiff gesehen, von dem sie gesprochen hat. Ich bin Gert Kassner und Elisabeth Gesan begegnet. Sie waren traurig. Sie wissen, daß sie tot sind, daß ihre Seelen durch den gewaltsamen und plötzlichen Tod und den teuflischen hypnotischen Einfluß der Molochos-Dienerin Liane Martens irregeführt wurden. Aber daran können sie nichts ändern. Sie sind wie Marionetten. Sie sehen aus, wie sie im Leben ausgesehen haben, Wittert… Und dabei sind ihre Körper

doch hier zurückgeblieben… man kann es nicht begreifen, nicht wahr? Doch, ich kann es jetzt, da ich es am eigenen Leib erlebt habe. Ich habe das Schiff der toten, Seelen gesehen, Wittert… ja, wirklich…«

Und Wittert lächelte und nickte nur.

Harder schlief schon fast wieder. Er wußte nicht, wovon er im Halbschlaf redete. Morgen schon würde er von alledem nichts mehr wissen.

*

Auf der anderen Seite der Welt, in die Kommissar Klaus Harder einen Blick hatte werfen können, nahm das Schicksal seinen Lauf…

Björn Hellmark und Rani Mahay entdeckten den See, von dem Antor und die Kaythen-Prinzessin gesprochen hatten.

Auf dem großen, halbmondförmigen See lagen große, schillernde Blüten in Rot und Nachtblau. Sie glühten in gedämpftem Licht, als wären sie von innen erleuchtet.

Unendliche Stille, unendlicher Frieden hüllte sie ein. Die Freunde hatten das Gefühl, in einem paradiesischen Garten spazierenzugehen.

Es gab keinen Himmel über ihnen, denn die Wipfel der Bäume und himmelragenden Sträucher und Farne waren so dicht, daß sie ein gewaltiges Blätterdach bildeten.

Der Garten war gepflegt und voller wundersamer Blüten und Pflanzen, und zahlreiche kleine Wege führten durch diesen paradiesischen Park. Die Baumstämme waren wie geschliffener Marmor, die Äste und die Blätter daran wie von Künstlerhand geschaffene Gebilde.

»Drei Tage sollen wir hier verbringen«, murmelte Björn, während er in die Hocke ging und seine Rechte in das klare, frische Wasser tauchte. Wellenförmig breiteten sich die Kreise aus, und die schillernden Blüten schwammen lautlos auseinander. Und als die Kringel sich wieder legten, war das Wasser dunkel und spiegelglatt – wie ein Spiegel, in dem sie sich sehen konnten.

»Ein Spiegel«, sagte Björn leise, und er mußte daran denken, daß Spiegel in seinem Leben eine besondere Rolle spielten, und daß ein Spiegel an der richtigen Stelle der Welt, aus der sie kamen, ihnen jetzt aus dem Dilemma hätte, helfen können. Er besaß den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh. Er sprengte die Grenze zwischen den Dimensionen, zwischen den Welten, zwischen Diesseits und Jenseits und ließ selbst Entfernungen, die nicht mehr in Lichtjahren zu messen waren, zu einem einzigen, bloßen Gedanken zusammenschrumpfen.

Hätte Björn jetzt nur eine Botschaft in die diesseitige Welt an Carminia Brado senden können, wäre alles ganz einfach gewesen. Der Spiegel dort an einem bestimmten Ort hätte ihren Weg in die Heimat

zu einem lächerlichen Schritt werden lassen.

In dem dunklen Wasser spiegelten sich ihre Gesichter.

Der Inder wollte eine Bemerkung machen. Im Ansatz des Sprechens hielt er aber inne.

Da war ein drittes Gesicht!

Wie ein Geist starrte es aus der Tiefe. Aber es kam nicht aus der Tiefe, es befand sich über ihnen!

Das Gesicht einer unbekannten jungen Frau!

*

Björn und Rani wechselten einen Blick.

Große Augen blickten sie aus dem blassen, feinen Gesicht an. Das Blattwerk schloß sich. Das Gesicht war verschwunden.

Hellmark wirbelte herum und starrte nach oben in den Wipfel des mächtigen Baumes, der hinter ihnen stand und seine gewaltigen Äste Richtung See streckte, auf dessen Grund angeblich die Augen des Heiligen Vogels ruhten und aufleuchteten, wenn ein göttlicher Gedanke für sie bestimmt war.

»Das waren nicht die göttlichen Augen, Rani, die Amana uns angekündigt hat«, flüsterte Hellmark, »ein Menschengesicht, ein hübsches Gesicht. Aber es kann nicht sein. Antor und Amana haben gesagt, daß es außer, uns niemand sonst in diesem Garten gibt. Entweder sie haben uns belogen oder das hier ist eine Situation, von der sie selbst noch nichts wissen!«

*

Hellmark reagierte sofort.

Er verdoppelte sich. Seine Fähigkeit, an zwei Orten zur gleichen Zeit sein zu können, kam jetzt zum Tragen. Gedankenschnell entstand Macabros, sein Doppelkörper. Nur wenige Meter von ihm entfernt, im dichten Blattwerk des gewaltigen Baumes, materialisierte sich sein Zweitkörper.

Macabros unterschied sich in nichts von Hellmark, der neben Rani auf dem Boden stand und nach oben starrte.

Was er nicht wahrnehmen konnte, blieb jedoch Macabros’ Augen nicht verborgen.

Im Geäst hockte ein junges, verschüchtertes Mädchen, und sie gab einen leisen, erschreckten Aufschrei von sich, als die Gestalt wie ein Geist neben ihr erschien.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte Macabros irritiert. »Eigentlich müßten wir Angst vor Ihnen haben.«

»Angst vor mir?« klang es wie ein Hauch zurück.

»Wir waren bis eben der Meinung, daß es außer uns keine Menschen hier gibt. Es ist mehr als erstaunlich, einen Menschen hier zu treffen.«

»Sind Sie… ein Mensch?« fragte die hübsche Fremde mit dem dunklen Haar, den schönen Augen und dem aparten Gesicht.

»Ich denke, ja.«

Ein Aufatmen war ihre Reaktion nach seinen Worten. »Dann hat sich die Suche gelohnt… dann gibt es also doch noch Menschen außer uns.«

Macabros wurde hellhörig. »Wer ist uns? Wer sind überhaupt Sie – und wo kommen Sie her?«

»Wir – das sind mein Verlobter und eine Tante. Wir befinden uns auf einem Schiff. Mein Name ist – Liane. Liane Martens.«

*

Hellmark, der durch Macabros über alles unterrichtet war, weil das geistige Band zwischen ihnen ständig aktiv war, mahnte sich trotz der Hoffnung, die ihn plötzlich erfüllte.

Es war zu phantastisch, was sich hier ankündigte.

Menschen auf einem Schiff waren nach hier verschlagen worden. Sie waren durch ein ›Loch‹ in dieses jenseitige Reich gerutscht und hatten erkannt, daß sie sich in einer fremden Umgebung bewegten und hatten schließlich doch noch Menschen gefunden.

Macabros war ihr behilflich, den Baum hinabzuklettern. Das bereitete Liane Martens keine Schwierigkeiten. Die dicken Verästelungen waren wie die Sprossen einer Leiter.

Liane Martens war noch immer ängstlich, und die Tatsache, daß Hellmark zweimal vorhanden war, brachte sie ganz aus der Fassung. Björn erklärte es ihr: »Wir suchen – wie Sie – nach einem Ausweg. Das Land ist ringsum von schrecklichen Feinden besiedelt. Wir mußten damit rechnen, daß einer unserer Widersacher den Weg in diesen Garten gefunden hat und uns die ganze Zeit über schon beobachtete. Wir müssen damit rechnen, daß es immer noch so ist, daß Sie nicht diejenige sind, für die Sie sich ausgeben…« Mit diesen Worten ließ er wie ein Magier seinen Zweitkörper verschwinden und registrierte an der Reaktion der jungen Frau, daß sie wieder erschrak.

Zu einem neuen Schrecken kam es, als er die Dämonenmaske aus der Tasche nahm und blitzschnell aufsetzte.

Liane Martens schrie auf, warf sich herum und wollte davonrennen.

Sie war totenbleich.

Hellmark, den kahlen Schädel auf den Schultern, der ihm das Aussehen einer lebenden Leiche gab, griff nach ihr und nahm mit der

anderen Hand gleichzeitig die unheimliche Maske ab. In seiner Hand nahm sie ein grau-braunes, unansehnliches Aussehen an. Das feine, seidige Gespinst erinnerte an den Nylonstrumpf einer Frau.

Liane Martens zitterte am ganzen Körper.

»Entschuldigen Sie«, sagte Björn. »Aber es ging nicht anders. Dieser Test mußte sein. Sie haben ihn bestanden.«

»Was… für einen Test?« stammelte die Fremde.

»Sie hätten – ein Dämon in Menschengestalt sein können. Aber das war wohl doch schlecht möglich. Hier in diesem Garten. Es ist alles in Ordnung. Nun werden wir gemeinsam versuchen, das ›Loch‹ zu finden, Fräulein Martens. Erzählen Sie uns alles!«

Sie tat es. Zunächst stockend. Dann wurde ihre Stimme sicherer. Rani und Björn erfuhren, daß das Paar und die Verwandte mit der weißen Jacht von Cuxhaven aus nach Helgoland fahren wollten. Ein Defekt im Navigationssystem ließ sie vom Kurs abkommen. Der Zeit nach hätten sie längst am Ziel sein müssen, doch der rote Sandsteinfelsen war weit und breit nicht zu erblicken. Da stellte Gert Kassner fest, daß sie sich in einem vollkommen fremden Gewässer befanden, das auf keiner Karte verzeichnet war.

Seit drei oder vier Tagen kreuzten sie in diesem Gewässer, bis sie auf die Insel stießen und die Burg entdeckten. Das Ganze kam ihnen unheimlich vor, und sie beschlossen, sehr vorsichtig und aufmerksam an das Unternehmen heranzugehen. Die Burg schien unbewohnt. Eine solche Burg hatte noch niemand gesehen, und der Gedanke, daß sie sich nicht mehr in jener Welt befanden, in der sie geboren wurden, war ihnen schon längst gekommen. Sie suchten den ufernahen Raum ab und fanden den Eingang in diesen Garten. Sie nahmen sich verschiedene Wege vor. Plausibel konnte Liane Martens darlegen, daß sie plötzlich Geräusche gehört hätte. Rasch sei sie auf den Baum geklettert, um nicht entdeckt zu werden.

Alles andere sei ja bekannt…

»Wo liegt Ihre Jacht?« fragte Hellmark schnell.

»Im Gebüsch, nahe dem Eingang in diesen Garten.«

»Zeigen Sie es uns!«

Liane Martens führte sie dorthin. Und sie sahen die weiße Jacht, die sanft auf den Wellen schaukelte und erblickten eine Gestalt an der Reling. Eine Frau, etwa sechzig Jahre alt. Traurig und niedergeschlagen sah sie aus.

Dann tauchte von der anderen Seite des Gartens ein junger Mann auf. Gert Kassner. Die Fragen, die noch bestanden, waren schnell geklärt.

Menschen hatten Menschen gesucht, Menschen hatten Menschen gefunden! Die Freude auf beiden Seiten war groß.

»Würden Sie sich zutrauen, jene Stelle wieder anzusteuern, die Sie

hatten, als das Malheur geschah?« stellte Hellmark die Frage an Kassner.

»Versuchen, ja. Ob es mir allerdings gelingt…«

»Darauf kommt es jetzt nicht an. Wenn es ein ›Loch‹ gibt, durch das die Jacht fiel, besteht es auf beiden Seiten. Die Elemente, die hier eine neue Zeit entstehen ließen, können sich möglicherweise auch auf der anderen Seite auf eine Art und Weise ausgewirkt haben, die wir noch gar nicht überblicken können. Wir suchen den Ausgang des vermutlichen ›Lochs‹. Vielleicht gelingt es uns wieder hinüberzugleiten und dort anzukommen, wo sie sich zuletzt befanden. In der Nordsee.«

Sein Optimismus steckte die anderen förmlich an.

Es blieb noch etwas zu tun. Abschied nehmen und Dank sagen. Björn und Rani liefen durch den Garten und suchten das Tor, durch das sie gekommen waren und stiegen die Turmtreppe empor.

Sie sprachen mit Antor und Amana. Dann gingen sie wieder, und Amana wünschte ihnen viel Glück und sprach die Hoffnung aus, daß ihr Unternehmen von Erfolg gekrönt sei.

Kurze Zeit später glitt die weiße Jacht aus der verträumten Bucht hinaus in das stille, offene Meer.

An Bord des Schiffes der toten Seelen befanden sich zwei Lebende. Björn Hellmark und Rani Mahay.

Sie durchschauten nicht das grausame Spiel und wußten nichts von der wahren Herkunft der weißen Jacht, nichts darüber, daß Tote sie gelockt hatten…

Von der Höhe des Turms der Kaythen-Burg blickte ein dunkles Augenpaar auf die Weite des endlosen Meeres hinab…

Amana!

Sorge spiegelte sich in ihrem Blick, als die weiße Jacht mit dem Horizont eins wurde…

*

Der Ort schlief, als Frank Morell mit seinem BMW 520 durch die schmalen Straßen fuhr.

Er verließ Königstein.

Nachdenklich saß er hinter dem Steuer, und die Ereignisse der letzten Stunden passierten vor seinem geistigen Auge Revue.

Die Gespräche und Erörterungen mit Dr. Kurt Felkmann und Professor Arnold Mass, die Durchsuchung des Parks nach dem geheimnisvollen Fremden, der den Gast aus München niedergeschlagen hatte. Die Bernhardinerhündin war auf schwachen Beinen aus eigener Kraft in das Haus gekommen, schien sich jedoch noch immer nicht recht von dem Zusammenstoß mit der unbekannten Kraft erholt zu haben. Cora wirkte verstört.

Vor allem auch ging ihm die Eröffnung nicht aus dem Sinn, die der Psychiater und Hypnotiseur Johann Fürchtegott Kellermann betreffend machte. Felkmann sah darin eine Bestätigung, daß es kein Zufall war, daß die Seele des Dykten noch mal im Körper Frank Morells ausgerechnet hier in dieser Umgebung zum Leben erwachte.

Johann Fürchtegott Kellermann war ein Magier gewesen, ein Zauberer, von dem man behauptete, daß er von den Sternen Botschaften erhalte, daß er mit geheimnisvollen Wesen verkehre, die ihm fremdes Wissen mitteilten.

Kellermann war der Eingeweihte, der Adept, der zum ersten Mal die von der Dykten-Welt geschmuggelte Seele jenes Mannes schaute, der als Frank Morell wiedergeboren werden sollte.

Diese Seele war auf etwas vorbereitet. Kellermann hatte den Anstoß geben sollen. Das war durch den Eingriff einer fremden Macht mißlungen. Die gleiche Macht, die auch jetzt wieder versuchte, etwas Rechtmäßiges zu verhindern.

Kellermann war wenige Kilometer von der Saalburg entfernt auf einem bewaldeten Hügel gehenkt worden. Auf seinen eigenen Wunsch hatte man ihn dorthin gebracht. Morell hatte Gelegenheit gehabt, jene Passage nachzulesen, von der Dr. Felkmann sich in der Deutschen Bibliothek eine Abschrift anfertigte.

Die Hartnäckigkeit, mit der Kellermann auf dem bewaldeten Hügel rund fünf Kilometer von der Saalburg entfernt, hingerichtet werden wollte, war bemerkenswert…

Es war kurz vor Mitternacht, als Morell die asphaltierte Straße verließ und den unbefestigten Pfad benutzte.

Wie überdimensionale Geisterfinger stachen die Scheinwerfer in die Dunkelheit und rissen die Bäume aus der Nacht.

Weit und breit war kein Mensch, man sah keine Häuser. Stille…

Morell parkte sein Fahrzeug am Fuß des Hügels. Ein Trampelpfad führte hinauf zu jener Stelle, wo drei mächtige, uralte Eichen standen, die manchem Sturm getrotzt hatten.

Der Mond schien fahl durch das Geäst, aber sein Licht war nicht hell genug, um alles erkennen zu können. Morell nahm die Taschenlampe aus dem Handschuhfach und stieg dann den Trampelpfad hinauf.

Szenen liefen vor seinem geistigen Auge ab. Er mußte daran denken, daß schon Johann Fürchtegott Kellermann und seine Häscher vor mehr als dreihundert Jahren diesen Weg gegangen waren. Dort oben, unter dem ›mittleren der Bäume‹ wie es wörtlich in der Chronik der Prozesse in diesem Bezirk hieß, ›möchtet ihr meinem Leben ein Ende bereiten. Dies ist mein Wunsch, die große, die älteste der drei Eichen‹.

Dieser Wunsch wurde von den Häschern lachend erfüllt.

Der Zug durch die Dörfer wurde zu einem einzigen Spießrutenlaufen für den tapferen Kellermann.

Aber er scheint genau gewußt zu haben, was er wollte.

In den Prozeßberichten stand zu lesen daß Kellermann kurz vor Mitternacht, »zur Zeit des vollen Mondes gehenkt wurde. Die Häscher blieben nur noch kurze Zeit. Sie wollten die Nacht bei Suff und Fraß im nahen Wirtshaus beim Wirt Geiß verbringen.«

Als sie am nächsten Morgen die Leiche besichtigen wollten erlebten sie eine Überraschung. Kellermann war verschwunden.

Das war eine Tatsache, die nie geklärt wurde.

Die mittlere Eiche barg ein Geheimnis und bot einen Hinweis für denjenigen, den dieser Hinweis etwas anging.

Nachdenklich stand Morell unter dem uralten Baum. Rund um dessen Wurzeln war der Boden aufgequollen. Tiefe Narben und Löcher wies die Rinde auf die an eine hornige Elefantenhaut erinnerte.

Die Eiche war so dick, daß drei Männer nötig gewesen wären, sie zu umspannen.

Morell konnte sich nicht erklären weshalb er seiner Neugierde nachgegeben hatte und in dieser Nacht hier vorbeikam.

Eine Vollmondnacht! Eine Nacht wie jene, in der vor über dreihundert Jahren ein Mensch sein Leben hier verlor, der keine Verbrechen begangen hatte, der lediglich dem allgemeinen Zeitgeist zum Opfer fiel.

Das fahle Licht lag genau auf der mittleren der drei Eichen. Der Mond stand der Baumgruppe gegenüber.

Seit damals schien sich nichts verändert zu haben…

Mitternacht…

Das Mondlicht kennzeichnete die riesige Eiche, als sollte durch den geisterhaften Schein ihre besondere Bedeutung hervorgehoben werden.

Morell berührte die hellangestrahlte Baumrinde.

Er erwartete einen Widerstand, und er war so überrascht, keinen zu finden, daß er nach vorn taumelte – auf den Baumstamm zu. Die Rinde, die im Geisterlicht des Mondes nur wie eine Nebelwand wirkte – wurde von ihm durchbrochen.

Der Baum schluckte ihn!

*

Morell taumelte, Schwindel packte ihn. Er suchte nach einem Halt und fand keinen.

Dunkler Nebel hüllte ihn ein wie ein Schleier, der sich langsam auf ihn herabsenkte.

Er befand sich mitten im Baum. Die mittlere Eiche war hohl!

Die äußere Hülle – nur ein Schein, keine feste Substanz?!

Er war einen Augenblick lang benommen, fing sich aber sehr schnell wieder und kehrte zu der Stelle zurück, durch die er gekommen war. Er streckte die rechte Hand aus und stellte fest, daß seine Hand die Baumrinden passierte, als schöbe er sie durch eine Wasserwand.

Er konnte ungehindert wieder nach draußen gehen.

Aber das tat er nicht.

Sein Interesse war geweckt, und er wollte dem Geheimnis dieses Ortes auf die Spur kommen.

Im Licht seiner Taschenlampe blickte er sich um.

Wie eine große Röhre umgab ihn der hohle Baumstamm. Er ging zwei Schritte weiter vor. Wurzeln quollen hier aus dem Boden in das riesige Wurzelwerk hinein wo einige Hauptwurzeln den Umfang eines menschlichen Körpers hatten. Dort führte eine alte, steilgewundene Treppe ein in eine unbekannte Tiefe.

Frank Morell benutzte die Stufen nach unten, die seltsame Welt zwischen den Wurzeln aufmerksam beobachtend.

Ein Netzwerk von Fasern und knorrigen Wurzeln umgab ihn. Je tiefer er ging, desto gewaltiger wurde das Labyrinth, das sich hier unter der Erde auftat.

Die rissigen Treppen mündeten auf einen schmalen Gang, der sich unter dem Wurzelwerk in unbekanntes Dunkel schlängelte.

Er führte stets den Lichtstrahl vor sich her und leuchtete den Weg, den er ging, genau aus.

Es roch nach Holz und Erde.

Es fiel ihm sofort auf, daß sich kein Ungeziefer hier unten aufhielt, keine Mäuse, keine Ratten. Nicht mal Spinnen gab es hier.

Es roch nicht faul und modrig.

Wie ein hölzernes, reich verästeltes Skelett baute sich das Labyrinth aus Wurzeln über ihm auf.

Wohin führte dieser unterirdische Weg?

Schätzungsweise befand er sich jetzt rund zehn Meter tief im Bauch des Hügels.

Kein Mensch – außer ihm – scheint diese rätselhafte Höhle unter dem Wurzelwerk der mittleren Eiche je entdeckt zu haben.

Der Boden knirschte leise unter seinen Schritten.

Das Wurzelwerk vor ihm wuchs plötzlich auf den Boden herab und bildete eine wie von Künstlerhand geschaffene Wand. Wurzeln rankten sich wie feinziselierte, aus Elfenbein gearbeitete Stäbe in eine von Dunkelheit umwogte Höhe.

Ganz unten zwischen dem spiralförmigen Geflecht der Wurzeln, die in einer bestimmten Ordnung wuchsen, hockte auf einem Wurzelsessel ein Skelett.

Es hielt beide Hände, offen auf dem Schoß. Und mitten in den Händen lag ein halbmondförmiger Kristall, der in klarem Weiß funkelte.

*

Morell hielt den Atem an.

Der Stern, den er im Traum gesehen hatte, jenen halbmondförmigen Kristall, aus dem sieben dicke Strahlenbündel wie Dornen herauswuchsen!

Der Kristall zeigte einwandfreien Schliff, in dem das Licht aus der Taschenlampe sich brach. Aber nicht nur das Licht aus der Taschenlampe spiegelte sich darin. In dem Kristall war eigenes, geheimnisvolles Feuer eingeschlossen.

Frank Morell griff nach dem Kristall.

Kaum daß er ihn berührte, geschah es.

Ein Blitz spaltete die Dämmerung vor ihm. Lautlos zerteilte er die Wand aus weißen, wie geschält wirkenden Wurzeln und fuhr in das Skelett, von dem er im gleichen Augenblick wußte, um wessen sterbliche Überreste es sich hier handelte.

Es war das Skelett des Magiers Johann Fürchtegott Kellermann, der plötzlich so vor ihm saß, wie er vor über dreihundert Jahren aussah.

*

Er trug ein pelzbesetztes Wams, hohe Stiefel und ein Hemd mit einem voluminösen Kragen.

Sein Gesicht war von einem wallenden grauen Vollbart umgeben, lang und grau war auch das Haar, das bis über seine Ohren reichte.

Dunkel und heiter funkelten die Augen unter den buschigen Brauen.

Kellermann redete. »Die Stunde der Wahrheit ist gekommen, die Stunde, da du das Erbe entgegennehmen sollst, das dir – und nur dir – gehört. Deine Seele war einst auf einer fremden Welt zu Hause, die ich dir nicht beschreiben kann, denn ich kenne sie selbst nicht. Aber das Vergangene ist nicht wichtig für dich. Die Gegenwart, in die deine Seele hineingeboren wurde, zählt! Nun bist du Mensch. Dieser Kristall – gehört dir. Die Kraft, die in ihm schlummert, nutze wohl. Bedenke aber, daß auch sie sich verbraucht, daß sie von Zeit zu Zeit neu in den Kristall des Wunders einkehren muß.

Diesen geheimnisvollen Ort, den ich für dich bereitet habe, und von dem aus du die Tiefe des unendlichen Universums ebenso zu erblicken vermagst wie in deinem Kristall, mußt du hin und wieder aufsuchen. Du mußt den Kristall zurückbringen und ihn in dieses

Geflecht hängen, das wie ein Nervensystem die feinsten Schwingungen der Urenergie aufzunehmen vermag.

Diese Urenergie, dieser kosmobiologische Kraftstrom, wird den Kristall neu aufladen – und die so umgewandelte Energie wird für dich nicht zerstörend wirken, sondern deine Kräfte ihm ein Vielfaches erweitern…«

Die Stimme verebbte, der Leib erlosch wie eine Vision. Das Skelett des Zauberers fiel wie Staub in sich zusammen.

Morell hielt den Wunderkristall in seinen Fingern, und mit dem Funkeln, das in seine Augen traf, schienen weitere Fragen wie von selbst Beantwortung zu finden, wurden ihm Zusammenhänge klar.

Er war mal ein Dykte gewesen – nun war er Mensch. Doch das Wissen einer großen Rasse, ihre Fähigkeit, aus der Urkraft des Kosmos' zu schöpfen, war ihm zum Vermächtnis geworden.

Minutenlang stand er versunken in den Anblick des Kristalls, und der Wille, ihn zu nehmen, um ihn gegen sein Herz zu pressen, wurde wach in ihm.

Schon wollte er dem Drang nachgeben, als eine Stimme erscholl, die ihn herumwirbeln ließ.

*

»Ich bin dir gefolgt«, sagte der Unheimliche mit dem grauen, teigigen Gesicht, den hervorquellenden runden Augen und dem breiten Fischmaul. »Ich habe gewußt, daß diese Nacht heute etwas Besonderes bringen würde. Es hat sich gelohnt, dir auf den Fersen zu bleiben.«

Der Unheimliche trat einen Schritt näher. In seiner grauen, klauenartigen Rechten hielt er eine Pistole. Der Hahn war gespannt.

»Was willst du von mir? Warum verfolgst du mich unablässig?« Morells Gedanken fieberten. Einen Dialog beginnen, Zeit gewinnen…

»Deine letzte Stunde hat geschlagen, Frank Morell! Als Dykte begann deine Seele die Wanderung durch das Leben, als Mensch endet sie. Endgültig! Schon einmal bist du unter den tödlichen Stichen meines Dolches gefallen. Einmal davor wurde deine Seele vom Dykten-Leib getrennt, um dich vor dem Untergang und dem Verderben zu bewahren, das über deine Welt hereinbrach. Zweimal bist du also gestorben! Ein drittes Mal noch, und das wird dann das endgültige Ende für deine Seele bedeuten. Denn mehr als dreimal kann sie nicht in einen werdenden Leib einkehren.«

Die Pistole hob sich.

»Wer bist du?« fragte Morell schnell.

Er suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Scheinbar zufällig und gedankenverloren kam er einen kleinen Schritt weiter vor.

»Mein Name ist Okann. Aber was nützt es dich, ihn zu wissen?«

»Wer schickt dich, Okann? Wer verleiht dir die Kraft, die Jahrhunderte unbeschadet zu überstehen?«

»Jene Macht, der einst das ganze Universum, der einst alle Universen gehören werden, Frank Morell. Rha-Ta-N'my, die Dämonengöttin, die mich gezeugt hat, wird den Thron der Macht besteigen. Die Kraft, aus der deine Väter schöpften, wird bald uns gehören…«

Der Finger krümmte sich. Da konnte Morell keine Sekunde länger zögern. Er setzte alles auf eine Karte.

Er riß sein gesundes linkes Bein empor und trat Okann gegen die Schußhand.

Der Schuß krachte. Die Pistole flog ihm aus der Hand, und die Kugel, die Morell galt, jagte in das Geäst des Wurzeldaches und schlug dumpf in Holz.

Morell setzte den Angriff fort. Nur in der Schnelligkeit lag jetzt noch seine Chance, wenn er überhaupt etwas erreichen wollte. Das Überraschungsmoment kam ihm zugute.

Er warf sich auf den Gegner und preßte die Hand, die den Kristall hielt, dem anderen in seiner Verzweiflung mitten ins Gesicht.

Ein markerschütternder Schrei war die Folge.

Der Graue taumelte zurück, und olivgrüne Rauchschwaden stiegen aus seinem Gesicht, das plötzlich eine einzige tiefe, blasenwerfende Wunde war.

Das Licht aus dem Kristall, das ihn voll getroffen hatte, fraß sich wie ein Atombrand in seinen Körper und verwandelte ihn in einen grünen Nebel, der verging.

Zwei entgegengesetzte Pole waren aufeinandergetroffen. Die Macht, welche Rha-Ta-N'my verkörperte, und jene Kraft, die sich der reinen Urenergie bediente, der Energie, aus der Materie und Leben geworfen waren.

Morell stand da und atmete tief durch.

Er wankte ein wenig und mußte sein rechtes Bein schütteln, als es ihm plötzlich gefühllos wurde. Der Angriff hatte ihn überanstrengt.

Es gab keinen Okann mehr. Der ihn seit Jahrhunderten beschattete, der seine Seele bewachte und eingriff, als er merkte, daß diese Seele, dieser Geist den richtigen Weg gesucht hatte, war vergangen.

Morell preßte den Stern gegen seine Brust. Ein eigenartiges Kribbeln erfüllte seinen Körper, und er hatte das Gefühl, von einem ungeheuren Kraftstrom durchflossen zu werden.

Ungewöhnliche Kraft, ungewohnte Leichtigkeit erfüllte ihn. Der kosmobiologische Strom ließ ihn zu einem anderen werden. Die Urenergie des Alls ließ das energetische Feld in ihm entstehen, in dem

er sich veränderte.

Morell blickte an sich herab.

Sein Körper war eingehüllt in einen glutroten, hauteng anliegenden Anzug. Er trug goldfarbene Stulpenhandschuhe und hohe, goldfarbene Stiefel, die straff anlagen.

Jede Bewegung im Innern des energetischen Kraftfeldes fiel ihm unendlich leicht.

Er löste die Hand von seinem Herzen, und der flache halbmondförmige Kristall, der etwa sieben Zentimeter groß war und bequem in seine Hand gepaßt hatte, erweiterte sich auf dem roten Energiegewebe und verschmolz mit ihm.

Die sieben gebündelten Lichtbalken bekränzten das Gebilde, das wie ein Abzeichen seine Brust zierte.

Er war jetzt so, wie er sich in seinen Träumen gesehen hatte, und die nächsten Minuten wurden für ihn zu einem Traum.

Er lief die Treppen hinauf und verließ die substanzlose Hülle der Eiche, die ihn umgab, streckte die Arme aus – und das Wunder geschah.

Er löste sich vom Boden, als wäre es die größte Selbstverständlichkeit der Welt. Er schnellte wie ein Pfeil hoch in den nächtlichen Himmel. Die Bäume fielen unter ihm zurück, die Erde. Er sah sie aus der Vogelperspektive und machte die erstaunliche Feststellung, daß er sich im Innern des Energiefeldes mit einer außergewöhnlichen, bisher ungekannten Schnelligkeit bewegen konnte.

Er glitt über die Autobahn hinweg und sah die Fahrzeuge. Autos, die mit hundertvierzig, hundertsechzig Stundenkilometern dahinrasten. Aber für ihn standen sie still!

Wenn er seine Eigengeschwindigkeit verringerte, dann begannen die Fahrzeuge unter ihm langsam wie Schnecken zu kriechen.

Er konnte fliegen!

Sein Traum vom Fliegen war nie ein Traum gewesen, sondern stets Erinnerung an sein Dyktendasein.

Schon war er über Frankfurt. Erst drei Sekunden waren seit seinem Flug von jenem geheimnisvollen Hügel vergangen, in dessen Innern er Kellermann, dem Magier, und Okann, dem Rha-Ta-N'mv-Boten begegnet war.

Er bewegte sich jetzt betont langsam, sah das flimmernde Lichtermeer der Mainmetropole und kehrte dann zu dem einsamer Hügel und der Eichengruppe zurück.

Er legte wieder die Linke auf sein Herz, und der Kristall wuchs ihm entgegen und fiel in seine Hand. Sein Aussehen veränderte sich sofort. Er war ohne das energetische Feld wieder ganz Frank Morell.

Der Mond war weiter gewandert, und der geheimnisvolle Baum,

der ein großes Rätsel barg war nun nicht mehr angeleuchtet. Dennoch konnte Morell seine Hand durch die Rinde stecken. Von jetzt an würde er es immer können, denn er befand sich im Besitz des Wunderkristalls.

*

Sie befanden sich unter Deck, als sie durch das heftige Heulen und durch das Krachen der Wellen gegen den Schiffsrumpf nach oben gelockt wurden.

Gischt schäumte um den Bug. Die Jacht tanzte wie eine Nußschale auf der aufgewühlten See.

Das war nicht das Meer, das sie kannten!

Björn und Rani wechselten einen Blick.

»Kassner!« brüllte Hellmark und kämpfte sich vor zur Steuerkabine.

Sie mußten an der Stelle sein, von der Gert Kassner gesprochen hatte, wo seinerzeit der Übergang in diese fremde, unsichtbare Welt erfolgte.

Kassner war nicht in der Kabine.

Das Schiff flog steuerlos auf den Wellenbergen. Der Sturm brüllte.

»Verdammt noch mal«, schrie Björn. »Wo ist denn Kassner? Warum hat er uns denn nicht Bescheid gesagt?«

»Weil das nicht nötig ist!« sagte eine Stimme über ihm. In der mit schwarzem Nebel geschwängerten Luft schwebte wie ein Schemen eine Gestalt. Liane Martens. Sie lachte teuflisch. »Unsere Aufgabe ist beendet. Ihr seid auf die Masken hereingefallen. Wir sind keine Menschen mehr, Hellmark! Wir sind tote Seelen im Dienste Molochos! Viele Grüße von Molochos, dem ihr bald begegnen werdet.«

Damit löste sich der Spuck auf.

Hellmark und Rani kamen nicht zur Besinnung. In diesen Sekunden begann noch mehr sich aufzulösen.

Die weiße Jacht schrumpfte.

Sie löste sich auf wie ein Nebelstreif unter der Sonne.

Björn und Rani stürzten in das aufschäumende, brüllende Wasser. Sie versanken sofort in den Fluten, tauchten wieder auf, schlugen verzweifelt um sich und schwammen auf die zerklüfteten, nachtschwarzen Felsen zu, die wie die bizarren Schädel von urwelthaften Ungetümen aus dem tosenden Wasser ragten.

Dort vorn war eine Bucht. Egal, wozu sie gehörte. Die mußten sie erreichen.

Doch soweit kam es nicht.

Breite, flache Schiffe tauchten auf. Hände griffen nach ihnen und zogen sie an Bord. Es waren kleine, kraftvolle Hände. Hände von

Kaythen.

Die Schiffe verließen rasch die teuflische See und glitten hinaus in die Weite des Ozeans, wo die Winde still lagen.

Völlig durchnäßt kauerten Björn Hellmark und Rani Mahay auf ihren Liegen.

Amana trat zu ihnen.

»Ich hatte einen Verdacht, aber ich konnte ihn nicht aussprechen«, sagte sie leise. »Ich wollte euch nicht enttäuschen. Wir verfolgten das weiße Schiff, das euch nicht in die Freiheit, sondern in den Tod bringen sollte.«

Es ging zurück zur Insel.

Björn und Rani standen am Bug des prachtvoll gezierten Schiffes, das lautlos dahinglitt.

Die Insel kam näher. Schön und gewaltig ragte die Burg empor. Ihre Heimat?

»Vorerst, ja«, sagte Amana, und sie wußte, was in den Köpfen der beiden Freunde vorging. »Aber es gibt einen Ausweg. Ich habe den Schlüssel für eure Rückkehr. Habt noch eine kurze Zeit Geduld…«

Die Burg – dort waren sie sicher. Es ging zurück in den goldenen Käfig. Ein Käfig auf Zeit, wie Amana ihnen versicherte.

*

Er fuhr mit dem BMW 520 nach Frankfurt zurück und stellte den Wagen vor dem Haus ab, weil in erreichbarer Nähe keine Garage vorhanden war.

Frank Morell lag in der Nacht lange wach und konnte keinen Schlaf finden.

Immer wieder gingen ihm die zurückliegenden Ereignisse durch den Kopf.

Er versuchte von dem Mosaik mehr und mehr zusammenzusetzen. Doch dazu war es wohl noch zu früh. Er wollte alles dransetzen, mehr über sein Dyktendasein zu erfahren, um seine Existenz als Mensch danach einzurichten.

Unheimliche Widersacher gab es. Einen Vorgeschmack hatte er erhalten.

Rha-Ta-N'my war genannt worden. Und Molochos spielte dabei eine besondere Geige. Doch es war eine vielköpfige Brut, die danach strebte, die Freiheit einzuengen und das Leben auszulöschen.

Er hatte einen Sieg errungen. Auf dieser Seite war der Frontalangriff abgeblockt worden. Dort hatte Hellmark den dämonischen Kräften Widerstand entgegengesetzt.

Sie kämpften beide gegen die gleiche Macht. Keiner aber wußte vom anderen. Noch wußte keiner vom anderen.

Das konnte sich ändern.

Im Morgengrauen fiel er in einen tiefen, traumlosen Schlaf, aus dem das Rasseln des Weckers ihn riß. Morell fuhr zu seiner Arbeitsstelle in der siebten Etage des Hochhauses, wo das Konstruktionsbüro Gering und Krollmann sich befand.

Alltagswelt!

Eine Welt, von der man behauptete, daß es keine Wunder mehr in ihr gab.

Er, Morell, hatte ein Wunder erlebt und war bereit, dieses Wunder mit allen seinen Konsequenzen anzunehmen.

Worauf er sich da einließ, konnte er allerdings nicht einmal ahnen…

ENDE